

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen,
Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,
Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale
Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale
Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,
Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Ausgabe 04/2015

Zur „Anthropologie des schöpferischen Menschen“

*Ilse Orth, Hilarion G. Petzold (1993c) **

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen. <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>). Der Beitrag ist erschienen in: *Petzold, H.G., Sieper, J. (1993a): Integration und Kreation. 2 Bde. Paderborn: Junfermann. 93-116. 2. Auflage 1996*

Zur „Anthropologie des schöpferischen Menschen“

Ilse Orth, Erkrath

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf/Amsterdam

Die kunsttherapeutischen Methoden, kreativen Medien, das Gestaltungserleben und die Gestaltungsmöglichkeiten des Menschen, die Verwendung künstlerischer Elemente in der Psychotherapie erfahren heute ein Interesse, das wir in den sechziger Jahren, als wir mit künstlerischen Formen zu experimentieren begannen, und auch noch in den siebziger Jahren, als wir mit *Johanna Sieper* und anderen FPI-Kollegen am Aufbau einer ersten kunsttherapeutischen Ausbildung im deutschsprachigen Raum zusammenarbeiteten, nicht erwartet hatten. Die künstlerischen Therapieformen haben über lange Zeit den Status „anzilliarischer Verfahren“ gehabt, von Hilfsmethoden, die neben der Psychotherapie in rekreativer Absicht oder als Form der Beschäftigungstherapie Patienten „verordnet“ wurden. In der Psychiatrie fanden die „Bildnereien Geisteskranker“ (*Prinzhorn*) zwar einige Beachtung – man denke an die *Prinzhorn*-Sammlung in Heidelberg oder die Arbeiten *Navratik* –, aber bis zur systematischen Nutzung der Möglichkeiten, die die künstlerischen Methoden und kreativen Medien für Patienten bieten können, war es noch ein langer Weg. Das Paradigma medikamentöser Behandlung Psychiatrie einerseits und die Sprachzentriertheit der Psychotherapie – insbesondere der Psychoanalyse – andererseits werten „künstlerische Therapieformen“ oder die Verwendung „kreativer Medien“ in der Psychotherapie eher als eine exotische Randerscheinung oder ordneten sie dem Bereich des Magischen und Mythischen zu. Eine gewisse Offenheit fand sich zunächst nur in zwei therapeutischen Richtungen: dem Psychodrama *Morenos*, das selbst als künstlerische Therapieform verstanden werden kann, und der komplexen Tiefenpsychologie *C.G. Jungs*. Das gegenwärtige Interesse an den „neuen Kreativitätstherapien“ (*Petzold, Orth 1990*) muß also Hintergründe haben, und es ist zu vermuten, daß diese nicht

allein im Bereich der Psychotherapie, der Weiterentwicklung von Methoden psychologischer Behandlung und Beratung zu suchen sind, sondern als Ausdruck einer kulturellen Entwicklung begriffen werden können, ähnlich dem Aufkommen der „neuen Körpertherapien“ in den siebziger Jahren.

KREATIVE KULTURARBEIT GEGEN MULTIPLE ENTFREMDUNG

Norbert Elias hat in seiner Theorie des Zivilisationsprozesses herausgearbeitet, daß es in der kulturellen Entwicklung des Abendlandes zu einer zunehmenden Verinnerlichung äußerer Kontrollen kam: Kontrollen über die spontanen Regungen des Leibes, den Ausdruck seiner Emotionen – Aggressivität, Sexualität, Trauer ... aller „großen Gefühle“. Es wurde damit eine Affektkontrolle erreicht, die ein gesichertes Zusammenleben ermöglichte. Die willkürliche Gewalt von einzelnen wurde durch das staatliche Gewaltmonopol ersetzt. An die Stelle des ungehemmten Auslebens von Bedürfnissen traten geregelte Formen der Bedürfnisbefriedigung – man denke an die Ausbildung der „Tischsitten“. Dies alles war mit einer *Verknappung der sinnlichen Erfahrung* und der *Expressivität* verbunden und einer zunehmenden Verinnerlichung von außen verordneter Normen und ritualisierter Formen des sozialen Umgangs, wie sie die höfische Kultur kennzeichneten. Man kann auch sagen, die Menschen haben in diesem „Prozeß der Zivilisation“ zunehmend innere Strukturen aufgebaut, die mit dem *Freud*-schen Begriff des „Über-Ich“ gekennzeichnet werden können. Die expressiven Regungen des Leibes wurden nun nicht mehr von außen unterdrückt, sondern durch eine „Selbstzwangsapparatur“ – um diesen Begriff von *Elias* zu verwenden –, die es ermöglicht, spontanes Handeln durch strategisches zu ersetzen. Der

Mensch wurde zunehmend „innengeleitet“. Die äußeren Kontrollen in den Prozessen der Sozialisation – man denke an die Sauberkeitserziehung oder das frühe Abstillen – wurden immer früher durch innere normative Leitsysteme ersetzt, in denen Regulationsmechanismen wie Peinlichkeit, Scham, Schuldgefühle, Verlegenheit, aber auch Pflicht, Verantwortung, Vernunft, Rationalität eine immer größere Bedeutung erhielten.

Wir leben heute in einer Zeit, in der dieser Zivilisationsprozeß einen Kulminationspunkt erreicht hat, wo der „innengeleitete Sozialcharakter“ – so beschreibt ihn *David Riesmann* – zum Menschentypus europäischer Modernität wurde. Der „pazifizierte Mensch“, der in „affektiver Neutralität“ (*Talcott Parsons*) die ihm gestellten Aufgaben zweckrational, kostengünstig und problemlos erfüllt, ist für das Leben im technischen Zeitalter, in einer Zivilisation mechanisierter Abläufe offenbar besonders gut ausgestattet. Dieses ganze Geschehen war mit einer zunehmenden Instrumentalisierung des Leibes verbunden, der in die Produktionsmittel eingereiht wurde zum Ding unter Dingen. Er wurde damit seiner eigenen leiblich-sinnlichen Natur und der Welt des Lebendigen, der Lebenswelt, der er angehörte, immer fremder. *Verdinglichung* bedeutet *Entfremdung* vom Leben. Die entfremdungstheoretischen Analysen von *Hegel* und *Marx*, aber auch von *Kropotkin* oder von *Nietzsche*, der die „Verächter des Leibes“ attackierte und das Dionysische pries, die Entfremdungsanalysen, die wir im Werk von Soziologen wie *Simmel*, *Weber*, *Mead* und in den Schriften großer Psychotherapeuten (*Freud*, *Adler*, *Reich*, *Moreno*, *Goodman*, *Perls*) finden (*Petzold* 1993d), machen deutlich, daß ein Prozeß der Zivilisation, wie ihn *Elias* beschrieben hat, eine gefährliche, eine destruktive Komponente enthält, die mit der Unterdrückung der Triebe – so *Freud* –, mit der Erstickung der Spontaneität – so *Moreno* –, mit der Verpanzerung des Körpers – so *Reich* –, mit der Verödung der „awareness“ – so *Perls* –, mit der Zerstörung des „Gemeinschaftsgefühls“ – so *Adler* und *Goodman* –, auf eine Zerstörung der menschlichen Natur

und des ökologischen Gefüges dieser Welt hinführt.

Gesellschaftliche Arbeit, die idealiter dazu bestimmt ist, *Natur* und *Kultur* aneinander zu vermitteln, einen Prozeß der Zivilisation zu vollziehen, wie er sich als „Kulturarbeit“ verstehen läßt – und Kultur kommt von lateinischen „*colere*“ = dienen, pflegen, bebauen, fördern, heilen, entsprechend dem griechischen „*therapeuein*“ –, dieser Prozeß der Zivilisation also steht nun in der Gefahr, in einem Prozeß der Kolonialisierung zu verkommen. *Kolonialisierung* bedeuten immer Verdinglichung, Ausbeutung, und die Konsequenzen sind Verelendung, Verödung, Versteppung (*Petzold* 1987d).

Es mag die Leser verwundern, warum wir einen Text zur „Anthropologie des schöpferischen Menschen“ mit einer entfremdungstheoretischen Analyse beginnen. Aber Therapie, Beratung, pädagogisches Handeln sind gesellschaftliche Phänomene, eingebunden in gesellschaftliche Prozesse. Sie sind, wie *Gehlen* formuliert, Institutionen mit „Entlastungsfunktion“, und wir müssen wissen, wovon wir Gesellschaft entlasten. Bei genauer Betrachtung kann man sogar sagen, daß Psychotherapie, psychosoziale Beratung, Prävention, in vieler Hinsicht Ausdruck von Entfremdung sind. Sie haben Symptomcharakter, denn hinter den persönlichen Ursachen für eine neurotische Erkrankung, etwa aufgrund destruktiver Familienverhältnisse, liegen kollektive Ursachen, nach denen zu fragen ist, nämlich: Was hat diese Familie so destruktiv gemacht? oder: Was ist ihr an Destruktivem widerfahren, daß sich in ihr Atmosphären der Zerstörung ausbreiten konnten, deren Niederschlag wir in psychischer, psychosomatischer und sozialer Symptomatik finden? Weiterhin haben therapeutische Maßnahmen oft genug den Charakter der Anpassung, ja der Disziplinierung, wie *Berger* und *Luckmann* (1970) in ihren berühmten Analysen zur „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ gezeigt haben.

Aber die *Natur* bleibt offenbar nicht nur in der „Opferrolle“. Sie meldet sich zu Wort. Dies gilt nicht nur im Bereich der Ökologie. Die

„menschliche Natur“ spürt ihre Bedrohtheit, die Gefahren der Destruktion des Lebendigen, und so entstehen „kreative Lösungen“, Versuche, Entfremdung und Verdinglichung zu begegnen. Die Menschheit muß für sich selbst Sorge tragen, denn sie hat niemanden, „der sie unter Artenschutz stellt“. Das Aufkommen der neuen Körpertherapien oder der neuen Kreativitätstherapien, das gegenwärtige Interesse an Leiblichkeit und kreativer Gestaltung, kann als eine solche „protektive Strategie“ gesehen werden. Wir könnten dieses Interesse also freudig begrüßen, wenn dahinter nicht die Bedrohung stände, vor der es sich zu schützen gilt. Wird diese Perspektive ausgeblendet, so wird die Verwendung künstlerischer Methoden und kreativer Medien zu einem Mechanismus der Verblendung, einer Strategie der Verschleierung der „*Ursachen hinter den Ursachen*“ (Petzold 1991c). Der Wiedergewinn leiblicher Wahrnehmungsfähigkeit und schöpferischer Ausdrucksmöglichkeiten darf deshalb nicht zum Selbstzweck werden oder in der Individualisierung verharren, sondern muß verstanden werden als Beitrag zu humaneren, lebensgerechteren Formen der Weltgestaltung. Diese ist nämlich nicht nur Gestaltung auf der Makroebene, sondern beginnt mit einer leiblich-konkreten Sensibilität für Lebenszusammenhänge, für die Mikroökologie des eigenen Lebensraumes, für die Beziehungsqualität im eigenen sozialen Netzwerk. Therapeutische und beratende Arbeit, die leibliche Sensibilisierung und kreativen Ausdruck verwendet, also Qualitäten des Lebendigen, schafft damit eine Empfindsamkeit, ja Empfindlichkeit gegenüber Entfremdungs- und Verdinglichungstendenzen. Die Konsequenz ist, daß damit Menschen in einer entfremdenden Welt auch verletzlicher werden, daß sie, wenn sie die *Härte* der Dingwelt verlassen und sich der *Weichheit* der Lebenswelt überlassen, in einer gewissen Weise auch gefährdeter sind.

Beratung und Therapie fördern in diesem Sinne keineswegs Robustheit, das schnelle „Erledigen“ von Problemen. Wenn die neuen Therapieformen eine „neue Sensibilität“ schaffen –

und diese tut dringend not –, so müssen wir uns in helfenden Berufen auch darüber Gedanken machen, wie wir Kontexte schaffen können – über die spezifische therapeutische Situation hinaus –, in denen Menschen die neugewonnenen Erfahrungen umsetzen können. Andernfalls sind erneute Verhärtungen vorprogrammiert. Es wird notwendig werden, daß wir mit unserer Arbeit Beiträge leisten zu alternativen Qualitäten im „Prozeß der Zivilisation“, damit dieser in seiner Tendenz zur *Kolonialisierung* des Leibes und der Lebenswelt, d. h. seiner Tendenz zur „Devolution“ (Petzold 1986h) aufgehalten wird und sich in Richtung einer „Kulturarbeit“ entwickeln kann (idem 1987d). *Kulturarbeit* aber heißt das Pflegen und Fördern von Lebensprozessen, des Lebendigen auf allen Ebenen. Die Arbeit der helfenden, sozialen, pädagogischen und künstlerischen Berufe ist dabei vielleicht ein nur kleiner, aber nichtsdestotrotz bedeutsamer Beitrag.

VOM WESEN DES SCHÖPFERISCHEN

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, einen Überblick über die kaum noch zu überschauende Literatur zur Kreativität, zum schöpferischen Prozeß, zu den Bedingungen schöpferischen Handelns zu geben. Seitdem man sich im 19. Jahrhundert mit dem Wesen des „Genies“ zu befassen begann, seitdem Künstler die Bedingungen ihrer eigenen Produktivität zu reflektieren versuchten, seitdem Wissenschaftler ihre Prozesse kreativer Problemlösung untersuchten – *Henri Poincaré* ist hier wohl das berühmteste Beispiel –, sind zahllose Definitionen, Umschreibungen, Konzepte hervorgebracht worden, deren Vielfalt, Divergenz, ja Widersprüchlichkeit zeigen, daß das „Wesen des Schöpferischen“ sich nicht eindimensional fassen läßt. Es ist offenbar in sich komplex und gewinnt noch an Vielschichtigkeit durch die unterschiedlichen Standorte, von denen her man sich dem Phänomen des Schöpferischen und dem Konzept der Kreativität nähern kann, und mit den Begriffen „Phänomen“ und „Konzept“ sind denn auch zwei wesentliche Zu-

gangsweisen gekennzeichnet: das Wahrnehmen und Erleben schöpferischer Prozesse und das gedankliche Bestimmen dessen, was schöpferisch ist. Andere Zugänge zentrieren auf das „Produkt“ schöpferischen Handelns, wieder andere auf den „Prozess“ der Herstellung eines Produktes. Es gibt Autoren, die sehen in der Kreativität einen „göttlichen Funken“ (A. Koestler), eine Gestaltung der Grundkraft „Spontaneität“ (J.L. Moreno), andere sehen sie als „Ausdruck des kollektiven Unbewußten oder Manifestation individueller unbewußter Prozesse“ (E. Kries). Autoren aus dem Bereich der Humanistischen Psychologie sehen Kreativität als Aktivität des Selbst, das darauf gerichtet ist, seine Potentiale zu aktualisieren (A. Maslow, C. Rogers), sich selbst zu verwirklichen. Werden tiefenpsychologische und experientielle Perspektiven verbunden, so kann man das Schöpferische als Manifestation bewußter und unbewußter Aktivitäten des Menschen auffassen (D.W. Winnicott, F.S. Perls). Diese lose Aufzählung macht deutlich, daß in die Überlegungen zum Konstrukt der Kreativität weltanschauliche, anthropologische und persönlichkeits-theoretische Modelle einfließen. Was Kreativität ist, welchen Ort sie im Rahmen von therapeutischen und beraterischen Modellen hat, wie sie in der Handlungspraxis von Therapeuten und Beratern eingesetzt werden kann, wird wesentlich von dem jeweiligen theoretischen Bezugsrahmen abhängen, an dem sich die Therapie- und Beratungspraxis ausrichtet.

Es ist also kaum möglich, *Kreativität* „als solche“ zu definieren, das „Wesen“ des Schöpferischen allgemeinverbindlich fassen zu wollen. Man kann sich ihm allenfalls in „Umkreisung“ nähern und wird von jedem Standort aus andere Facetten aufleuchten sehen. Einige Positionen aus dem Bereich der Psychotherapie und Beratung seien kurz vorgestellt: Im System *Freuds* wird das Konzept der Kreativität noch am ehesten mit dem Begriff der „Sublimation“ zu verbinden sein. Im Spannungsfeld von Trieb und Triebabwehr, der Dynamik von *Es*, *Ich* und *Über-Ich*, dient Kreativität der Lösung dieses Konfliktes und zeigt sich in Formen ge-



glücklicher Triebabwehr. Die damit verbundene Spannungsreduktion führt zu einem „Lustgewinn“, einer Freude am schöpferischen Prozeß, in dem unbewußtes Material aus dem *Es* aufsteigt und vom *Ich* gestaltet wird. Diese Fähigkeit zur „Sublimation“ wird in der Kreativitätstheorie des Psychoanalytikers *Kris* gebunden an die Fähigkeit des *Ich*, zu regredieren und sich die archaischen Quellen zu erschließen durch eine „Regression im Dienste des *Ich*“, in der primärprozeßhaftes Denken genutzt und durch die synthetische Kraft des aus der Regression wiederauftauchenden *Ich* schöpferisch gestaltet werden kann. In diesem Ansatz wird das Schöpferische rückgebunden an die Kraft des Archaischen, des „ES“, die bei *Freud* im wesentlichen eine bedrohliche Qualität hat und vom *Ich* gemastert werden muß. Analytiker wie *Georg Groddeck*, *Michael Balint* und *Donald W. Winnicott* hingegen sehen Kreativität als eine positive Qualität des Lebendigen, eine „Grundkraft“, die sich in einer „fördernden Umwelt“ entfalten kann. Damit wird das Schöpferische neben dem Trieb als anthropologische Konstituente eingeführt, ein Konzept, das nahe bei der schon weitaus früher formulierten Position *Morenos* liegt, der im Menschen eine impulsgebende Grundkraft annimmt, die Spontaneität, eine Art „act hunger“ des Organismus, der sich in beständiger Bewegung befindet, um die Welt zu gestalten. Kreativität wird von *Moreno* als die Möglichkeit betrachtet, den Impuls der Spontaneität in konstruktiver, formgebender Weise zu benutzen. Mißlingt dies, so spricht er von pathologischer Kreativität, wie sie sich z. B. in den Halluzinationen des Psychotikers zeigt. Durch kreativ geformte Spontaneität vermag sich der Mensch in der Welt so zu verhalten, daß er „auf eine alte Situation in neuer Weise und auf eine neue Situation adäquat“ zu reagieren vermag – so die Kreativitätsdefinition *Morenos* (1990). Adäquanz bedeutet hier, daß die individuellen Bedürfnisse unter Berücksichtigung des sozialen Zusammenhanges lustvoll befriedigt werden können, ohne daß dies zu Lasten anderer Menschen und ökologischer Lebensverhältnisse geht, wie er schon in den vierziger Jahren weit-

sichtig in seinem Essay „The future of man's world“ ausgeführt hat (*Moreno* 1947a).

Einen ganz anderen Weg, sich dem Thema Kreativität zu nähern, hat die Gestaltpsychologie beschritten. *Max Wertheimer* sieht im „produktiven Denken“ den Prozeß, den Zusammenhang zwischen *Form* und *Inhalt* zu erfassen und in einer ganzheitlichen Struktur zu verbinden. Wenn die Inhalte, die zu einer Ehekrise führen, zu einer guten Form der Auseinandersetzung finden, wachsen die Chancen zu einer Lösung. Die gestaltpsychologischen Arbeiten zur schöpferischen Problemlösung sind nicht allein im Bereich des Kognitiven verblieben. *Wolfgang Metzger* bezeichnet schöpferische Arbeit als „Arbeit am Lebendigen“, die die inneren Kräfte des Gegenstandes aufnimmt, die in Prozesse der Wechselseitigkeit eintritt – ein Moment, das für Therapie und Beratungsarbeit von zentraler Bedeutung ist –, die Umwege duldet und die auf eine „gute Gestalt“ gerichtet ist. Es ist nicht beliebig, zu welcher „Form“ (*Petzold* 1990b) man findet. Die Gestaltpsychologie knüpft hier an eine sehr alte Tradition von Überlegungen zum Schöpferischen an, an die Theorie der *Morphogenese* und *Metamorphose* (ibid. und *Petzold, Orth* 1990b), die Überlegungen zu „Gestalt und Wandel“, Form und Verwandlung, wie wir sie in unterschiedlicher Form bei *Pythagoras*, *Heraklit*, *Aristoteles*, *Plato* finden. Mit *Heraklit* kann man sagen, daß das Leben beständiger Wandlung unterworfen ist. *Es fließt*, und seine lebendige Kraft drängt zur Form. Leben will *Lebensform*, und Lebensformen wandeln sich so lange, wie in ihnen Leben vorhanden ist. An diese heraklitische Philosophie schließen sich die Überlegungen der „Integrativen Therapie“ an, die den Versuch unternommen hat, verschiedene Strömungen im Felde der Psychotherapie in einer Art und Weise zu verbinden, daß das dadurch entstehende Gesamte etwas Neues und anderes ist als die Summe der Teile – und dieses genau kennzeichnet eine schöpferische Leistung: Vorhandenes wird zu Neuem verbunden. Der Mensch schafft nicht „ex nihilo“, aus dem Nichts, er muß auf den „Stoff der Welt“ zurückgreifen und die

vorhandenen Elemente in neuer Weise miteinander in Verbindung bringen. So wird Kreativität definiert als „*Neukonfigurierung aus korrespondierender Interaktion*“ oder als das „*synergetische Verbinden von Vorhandenem*“. Damit wird jeder Voraussetzungslosigkeit eine Absage erteilt und erweist sich Kreativität in ihrem Wesen als „*Kokreativität*“. Sie wird gesehen „als eine kosmologische und anthropologische Konstante, ein Impetus, der für die Generativität der Evolution und für die Dynamik kultureller Prozesse charakteristisch ist und sich darauf richtet, neue Konfigurationen herzustellen, synergetische Effekte zu bewirken“. Unter „Kreativität kann man deshalb alle Aktivitäten verstehen, die neue Entwicklungen – und das sind zumeist Beziehungskonfigurationen – vorantreiben“ (Petzold 1990b). Eine solche „Neukonfigurierung aus Interaktionen“ ist kennzeichnend für die natürliche, synergetische Generativität der Kosmogonie und der biologischen Evolution, und so liegen die Konzepte etwa der evolutionären Erkenntnistheoretiker (K. Lorenz, R. Riedl u. a.) sehr nahe bei der hier vorgetragenen Definition.

Sicherlich entfließt die intentionale Kreativität von Menschen und Kulturen evolutionärer Generativität, und dennoch gilt es hier, einen qualitativen Unterschied zu machen, denn *Natur* ist nicht *Kultur*. Kosmogonie und Anthropogonie sind nicht in eins zu setzen. Das Schöpferische, Generative in der Evolution „vollzieht sich“, die schöpferische Aktivität des Menschen ist absichtsvoll und unterliegt der Bewertung und Entscheidung. Selbst wo er seiner „Spontaneität freien Lauf läßt“, aus „ungebremster Kreativität handelt“, bleibt die Möglichkeit der inneren Distanzierung, des Momentes der „Exzentrizität“, durch die wir die Chance haben, uns vor „malignen Schöpfungen“ zu bewahren – auch wenn wir diese Chance im Verlauf der Menschheitsgeschichte oft nicht wahrgenommen haben, wie Kriege und Verwüstung zeigen. Das Moment der Distanznahme ist nun nicht etwas, das der schöpferischen Impulsivität als fremd gegenüberstände, im Gegenteil, genau dies ist das Charakteristikum der Humankreati-

vität. In ihr kommt es zu einer Konvergenz von Gefühl und Vernunft, Phantasie und Rationalität. *Spontaneität* (Impetus, Impuls, Trieb) und *Kreativität* (Formgebung, Gestaltung, Strukturierung) wirken zusammen, genauso wie in den neueren Kreativitätstheorien nicht mehr nur auf das „divergente Denken“ abgestellt wird, das schöpferische Prozesse kennzeichnet, im Unterschied zu „konvergentem Denken“, das für konventionelle Lösungen charakteristisch sei, sondern divergentes *und* konvergentes Denken bilden in ihrem Zusammenspiel optimale Voraussetzungen für Kreativität, die sich nicht nur über *Novität*, sondern auch über *Angemessenheit* bestimmt.

In dem Moment, wo der Begriff *Angemessenheit* ins Spiel kommt, wird deutlich, daß Kreativität stets in Kontexten geschieht. Sie ist nicht situationsentoben, und wo sie es ist, oder wo sich Humankreativität ohne Berücksichtigung von Zusammenhängen verwirklicht, ist die Gefahr von Destruktivität gegeben. Das faszinierende Kennzeichen evolutionärer Generativität besteht genau darin, daß sie beständig „aus dem Kontext“, aus der Textur dieser Welt heraus schafft. Jede Schöpfung der Evolution ist organisch eingebettet in das übergeordnete Ganze. Veränderungen geschehen also „im Gefüge“, so daß sich bei der Labilisierung alter Strukturen neue Konfigurationen bilden können und man nicht vor einem Scherbenhaufen steht, wenn das Experiment mißglückt. Ökologische Veränderungen, die sich aus der evolutionären Dynamik auf diesem Planeten ergaben, konnten stets von den vorhandenen ökologischen Systemen aufgefangen werden. Ganz anders steht es mit der Humankreativität, die die Möglichkeit hat, kontextentobene Experimente zu beginnen, deren Folgen vom Gesamtsystem nicht mehr getragen werden können. Die Probleme der Makrotechnologien – Atomkraft, Genmanipulation, atmosphärische Chemie – zeigen dies nur allzu deutlich.

In der *Konvergenz von Novität und Angemessenheit* können wir zu lebensfreundlichen Formen der Kreativität kommen. Wo immer wir mit Impuls und Form, Spontaneität und Kreativität

befaßt sind, gilt es, sich darüber klar zu sein, daß Figur Hintergrund hat, daß Form kontextgebunden ist, daß Kreativität also in jedem Moment „Kokreativität“ ist.

ZUR ANTHROPOLOGIE DES SCHÖPFERISCHEN MENSCHEN

Wenn man mit kreativen Prozessen in Therapie, Beratung und Pädagogik arbeiten will, so heißt das nicht nur, sie gesellschaftstheoretisch rückzubinden, wie wir dies im ersten Abschnitt versucht haben, oder eine kosmologische Perspektive zu eröffnen, wie dies im zweiten Abschnitt über das Wesen des Schöpferischen angeklungen ist, sondern es wird notwendig – weil es um die Arbeit mit Menschen geht –, das Konzept der Kreativität auch anthropologisch zu reflektieren. Anknüpfungspunkte bieten Konzepte, die den Menschen als „*zoon politikon*“, als Gesellschaftswesen sehen. Dieser Gedanke des *Aristoteles* besagt, daß der Mensch sich in kollektiven schöpferischen Prozessen, in Formen der Vergesellschaftung als einzelner verwirklicht und kollektiv an der Realisierung gemeinschaftlicher Ziele arbeitet. Gesellschaft, Zivilisation, Kultur sind das Ergebnis kollektiver kreativer Prozesse, die nicht nur bewußtlos nach einem inneren biologischen Plan ablaufen, wie die Wachstumsprozesse einer Zellkolonie, sondern die bewußt und zielgerichtet sind oder zumindest die Potentialität bewußten, zielgerichteten Schaffens haben. So war denn das Ziel des Zivilisationsprozesses in der griechischen Kultur der „*eubios*“, das gute Leben. Dieses Ziel scheint uns heutzutage oftmals aus dem Blick zu geraten. Wenn also der Mensch schöpferisch, wenn Menschen kokreativ miteinander schöpferisch werden, dürfen sie das Ziel des „guten Lebens für alle“ nicht aus dem Auge verlieren. Wahrscheinlich wird sogar die größte schöpferische Leistung der Menschheit darin bestehen, ein solches allgemeines „gutes Leben“ zu verwirklichen. Im Moment sind wir von einem derartigen Ziel noch sehr weit entfernt. Klar aber ist, daß hier die Kreativität von jedem einzelnen gefordert ist. Klar ist auch, daß sich

diese Arbeit nicht nur auf der Makroebene vollziehen kann, in geo-politischen Dimensionen, sondern daß sie die Sensibilität für das, was lebensfördernd ist, gerade in den alltäglichen Interaktionen, im Umgang mit den Mitmenschen und mit den Ressourcen der Welt notwendig macht. Der schöpferische Mensch wird in seinen Bemühungen um Selbstverwirklichung, in seinen kokreativen Aktionen, in seinem Streben nach Novität und Innovation nur mit einer *hohen Sensibilität für die „Angemessenheit“* – und diese muß wiederum kokreativ ausgehandelt werden mit den an einer Situation Beteiligten – konstruktiv wirken können. Kreativität ist damit prinzipiell konstruktiv, aufbauend angelegt, wird sie in *Kontexte* gestellt. Da der Mensch weltoffen und entscheidungsfrei ist und nicht mehr umweltgebunden und instinktgesichert (*Gehlen*), da wir also nicht mehr die Sicherheit evolutionärer Pläne auf unserer Seite haben, müssen wir unsere Kreationen bewerten, und damit kommen ethische Fragen ins Spiel. Humankreativität ist, weil sie sich in gesellschaftlichen und in Lebenszusammenhängen manifestiert, nicht wertfrei. Bewertung aber muß nichts Einengendes sein, sondern kann selbst wiederum ein kreatives, kokreatives Geschehen werden. Die „Anthropologie des schöpferischen Menschen“ wird mit diesen Überlegungen freigemacht von biologistischen Kreativitätskonzepten, und das wird wichtig, wenn wir jetzt versuchen, die schöpferischen Möglichkeiten des Menschen „vom Leibe her“ zu entwickeln, vom Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Ausdruckspotential des Leib-Subjektes.

LEIBHAFTIGE KREATIVITÄT

In der Realisierung des biologischen Entwicklungsplans, in dem sich ein Mensch von der Zygote zum Fötus zum Baby zum Kleinkind zum Jugendlichen zum Erwachsenen ausbildet, partizipiert er an der evolutionären Generativität. Er wird hervorgebracht, steht am Ende einer unendlichen Entwicklungsreihe von Lebewesen. *Wie* er sich aber aus dieser biologischen Grundlage zu einem einmaligen, unverwechsel-

baren *Subjekt* herausbildet, wie er seine Persönlichkeit gestaltet, ist Ausdruck seiner höchst individualisierten, persönlichen Kreativität. *Generare* und *creare* sind eben nicht dasselbe. Der Mensch nimmt die Welt durch die Sinne auf, weil sie von seinem Umfeld, von seinen sozialen Bezugspersonen an ihn herangetragen wird. Er verbindet die einzelnen Wahrnehmungen zu Ganzheiten, und dies schon ist ein kreativer Akt. Er legt sie im Gedächtnis nieder, verarbeitet sie, besetzt sie mit Bewertungen, stellt Verbindungen zu anderen Erfahrungen her – wiederum ein höchst kreatives Geschehen. Er vernetzt seine Wahrnehmungen mit denen anderer in der Kommunikation, seine Gedanken mit den Überlegungen anderer Menschen in Gesprächen. So wird aus dem sinnhaft Wahrgenommenen *Sinn* geboren, erhält das Gesehene *Bedeutung*, entsteht aus Wahrnehmung und Handlung, aus Sinn und Bedeutung *Zusammenhang*. Das Leben des Menschen in der Welt ist, weil es nicht durch Programme gesteuert wird, eine kreative Auseinandersetzung mit der Welt. Es ist gekennzeichnet von „creative adjustment and creative change“, Anpassungsleistungen und gestaltender Veränderung. Dabei ist die Sinnesausstattung von eminenter Bedeutung. Durch unsere Sinne, mit denen wir spezifische „Wahrnehmungsfenster zur Welt“ haben, nehmen wir unseren Kontext wahr und auf, und da Sensorik und Motorik unlösbar miteinander verschränkt sind, führt uns Wahrnehmung immer auch in Handlung, wobei Handlung reaktiv oder aktiv-kreativ sein kann. Das Wahrnehmungspotential des Körpers bezeichnen wir als den „*perzeptiven Leib*“, das Handlungspotential des Körpers als den „*expressiven Leib*“. Wahrgenommenes und Ausgedrücktes wird im „*memorativen Leib*“, (vgl. dieses Buch, S. 566), im Leibgedächtnis niedergelegt, das die *Chronik* eines Lebens enthält. Wenn unsere Sinne unsere Möglichkeit sind, „eine Welt zu haben“, ist die Entwicklung des Potentials an sinnhafter Wahrnehmung im Verlauf der Sozialisation eine wichtige Aufgabe. Die Einengung und Beschneidung unserer Wahrnehmungsfähigkeit hingegen wird für uns be-

drohlich, ja schädigend, denn ohne Wahrnehmung können wir uns in der Welt nicht orientieren, wird unsere Möglichkeit eingeschränkt, mit ihr zu kommunizieren, können wir unseren Lebensunterhalt nicht gewährleisten, unsere Lebensbedingungen nicht so gestalten, daß wir in ihnen sicher und gesund leben können. Bei der Mehrzahl unserer Patienten können wir feststellen, daß ihre Wahrnehmungsfähigkeit eingeschränkt ist oder besser: Sie wurde in repressiven Sozialisationsbedingungen unzureichend entfaltet oder zurückgedrängt, gedämpft, stumpf gemacht. Wir sprechen dann von der „*Anästhesierung*“ des perzeptiven Leibes. Sind unsere Sinne stumpf geworden oder dürfen sie nicht gebraucht werden, so ist damit auch unser kreatives Potential in gravierender Weise eingeschränkt. Die Verknüpfung der Wahrnehmungen, die Überprüfung des Wahrgenommenen durch erneute Wahrnehmung – ein zweites Hinschauen, ein nochmaliges Hinhören –, die Verbindung aktueller Wahrnehmung mit vorausgegangenen, archivierten Wahrnehmungen, all dies sind Voraussetzungen für eine kreative Lebensbewältigung, für Handlungen, die in neuer oder angemessener Weise auf „die Erfordernisse der Lage“ (*Lewin*), „den Aufforderungscharakter der Situation“ (*Koffka*), die „*affordance of an ecology*“ (*Gibson*) antworten können, so daß der angemessene Ausdruck in Mimik, Gestik, Haltung und Bewegung, die richtige Handlung zur Strukturierung von Situationen erfolgen kann, die passende Form der Kommunikation gewählt wird. Die Dämpfung oder Anästhesierung der sinnhaften Wahrnehmung, wie sie uns bei vielen Psychosomatikern, aber auch bei Patienten mit Depressionen, Angstneurosen oder Zwangserkrankungen begegnet, kann sicher nicht allein mit verbalen Mitteln beseitigt werden. Hier kommt die Sprache an ihre Grenze, wenn es darum geht, verlorene Erfahrungsfelder zu erschließen.

Die Grenze zeigt sich aber nicht nur im Kontakt mit Phänomenen der Pathologie, sondern auch dort, wo es darum geht, den Menschen in seinem „Wesen“ zu erfassen. Der Diskurs der Verbalsprache ist nicht immer ausreichend,

wenngleich er prinzipiell unverzichtbar ist. Der Leib und die Lebenswelt, die die Sprache hervorbringen, liegen *vor* der Rede, vor den Worten, vor den Begriffen, mit denen das zu Begreifende eine Signatur erhält, „auf den Begriff“ gebracht wird. Das Leib-Subjekt wird in einem Milieu des Vorsprachlichen geboren, das mit dem Gewinn der Sprache keineswegs verlorengeht und von den erfassenden Möglichkeiten der „Bezeichnung“ keineswegs gänzlich beschreibbar ist (auch hier trifft die Schrift auf Vorlagen: die Geste, das Mündliche, vgl. *Petzold* 1969a II), sondern dessen „stummer Sinn“ (*Merleau-Ponty*) die Sprache überragt in einem *Überschuß* (eine „unbeschreiblich“ großartige Landschaft) oder mit einem *Urgrund* die Sprache unterfängt: ein Text von „unerhörter“ Gedankentiefe, eine Musik von „unfaßbarer“ Gefühlstiefe, ein Bild, das die ursprüngliche, „unaussprechliche“ Schönheit einer Landschaft eingefangen hat. Es sind Menschen, die dies alles sagen! Diese Sätze werden ausgesprochen von einem *personalen Selbst*, das von der Schönheit, Vielfalt, Komplexität der Welt berührt wird und das versucht, dieses alles zu fassen, sein Erleben für sich und andere faßbar zu machen, ihm eine Form zu geben, sei es im Wort, in Metaphern, in Bildern oder in einem gestalteten Klang in der Musik.

DAS „SCHÖPFERISCHE SELBST“

Das Selbst bewegt sich in „sprachlosen Räumen“ und im „Raum der Sprache“. In beiden ist es schöpferisch, sich im Erleben selbst erfassend, selbst erschaffend, wobei das Erlebte jeweils präsent und deshalb mitursächlich für die neue Form wird, die entsteht. Es geschieht im Sinne des Wortes Konstitution. Selbstkonstitution erfolgt nicht monologisch, schon gar nicht in abgeschlossener Idiosynkrasie. Sie erfolgt im Dialog, in Ko-responzenz, und dies ist nicht nur eine anthropologische Aussage, sondern wird untermauert von den Ergebnissen der Embryologie (*Larsen* 1992) – man denke an die Mitbewegungen des Kindes im Uterus, an die *Kommutilität* – weiterhin von den Er-

kenntnissen der Säuglings- und der Kleinkindforschung (*Stjern* 1985; *Petzold* 1992c; *Dornes* 1993) – man denke an die Blickdialoge, die zwischenleibliche Interaktion. Es handelt sich um ein äußerst kreatives Geschehen zwischen dem Säugling und seiner Umgebung, indem sich allmählich die archaischen Selbstvorläufer zu einem „personalen und reifen Selbst“ entfalten durch den Aufbau einer Innenwelt (durch Internalisierungen und Repräsentationen), aber auch durch den Aufbau einer sinnvollen Außenwelt, derer sich das Kind „inne“ wird und die ihm zunehmend zum Bewußtsein kommt. So ist die Selbstverwirklichung niemals eine solipsistische, sondern Ausdruck der Verflochtenheit von Leib-Kontext-Kontinuum. Wenn wir in der Integrativen Therapie *das Selbst als Synergem von sensumotorischen, emotionalen, kognitiven und sozial-kommunikativen Schemata bzw. Stilen sehen*, so darf nie vergessen werden, daß Schemata oder Stile der Niederschlag von *Interaktionen eines Subjekts mit der Welt* sind. Es gibt also niemals ein völlig isoliertes „Innen“, ein unverbundenenes „Jemeiniges“. Das Auge kann die Sonne über mir erschauen, weil es „sonnenhaft“ ist, weil es – wie *Goethe* mit diesem Ausspruch richtig erkannt hat – im Dialog des Organismus mit der Welt sich als biologische Struktur so ausgebildet hat, daß es die Realität der Sonne als kosmischer Größe in optimaler Weise nutzen kann. In der Auseinandersetzung mit der Welt entsteht ein „weltverbundenes Eigenes“, eine „verflochtene Besonderheit“, die in ihrer Spezifität so weit gehen kann, daß das Moment des Verbundenseins verlorengeht, in den Hintergrund tritt. Dann wird aus dem Besonderen ein Abgesondertes. Spezifität gerät dann zum Partikularismus, zur abschneidenden Entfremdung. Der schöpferische, ko-kreative Mensch entfaltet sich in Kontakt, Begegnung, Beziehung, Bindung (*Petzold* 1992b). Das in diesen Prozessen angeeignete, als ein „Eigenes aus Gemeinschaftlichem“, führt zur Ausbildung der „personalen Subjektivität“ eines Selbst, das sich aus der Lebenswelt herausgelöst hat, ohne diesen Grund jemals zu verlieren. Das unentfremdete Subjekt weiß um seine

intersubjektive Verfaßtheit. Das mit sich vertraute, seiner selbst gewisse Selbst weiß um die Grundqualitäten der „Bezogenheit“. Wo die „selbstreferentiellen Gefühle und Kognitionen“ die Dimensionen der Bezogenheit verloren haben, droht die Gefahr der Verdinglichung und der Erkrankung.

Wir haben im Rahmen unserer Entwicklungstheorie, Emotionstheorie und Krankheitslehre (Petzold 1992a) diese hier eher in der Terminologie einer personalistischen und intersubjektivitätszentrierten Philosophie vorgetragenen Überlegungen durch Ergebnisse entwicklungspsychologischer Forschung abgesichert und untermauert.

In unserer kunst- und kreativitätstherapeutischen Arbeit, dem „intermedialen Ansatz“ der Integrativen Therapie (Petzold 1987c; Orth, Petzold 1990), verwenden wir häufig projektive, kreative Instrumente, um das schöpferische Selbst Menschen besser zu erschließen, das „Selbstgefühl“ und die „Selbstgewißheit“, „Selbstwertgefühle“, Selbstzweifel, Selbsterkenntnis und Selbstverständlichkeit zu fördern. Es werden also selbstreferentielle Emotionen und Kognitionen angesprochen. Ansetzend bei der Selbstwahrnehmung durch Übungen zum „eigenleiblichen Spüren“ – das Gesicht abtasten, die Arme, Hände, Beine, den Leib berühren, um in der Selbstberührung sich selbst zu spüren ... auf dieser Grundlage also werden die Klienten z. B. aufgefordert, ein „Bild ihres Selbst“, ein „Selbstbild“ zu malen bzw. zu zeichnen: „Versuche all das aufs Papier zu bringen, was in deinem Selbstgefühl, deinem Selbstempfinden, deinem Selbstgefühl, deiner Selbsterkenntnis dein Selbst ausmacht, alles was zu ihm gehört, was es einschließt. Du kannst dafür Formen, Farben, Symbole verwenden, ganz wie du möchtest. Versuche, aus dem Kontakt mit dir selbst, mit deinem Selbst heraus zu gestalten. Überlaß dich dir selbst, und es werden sich die rechten Ausdrucksformen schon einstellen!“

Die Bilder, die in solchen Darstellungsprozessen entstehen, nutzen die Möglichkeit des *Symbolischen*, das komplexe Wirklichkeiten zusammenballt, verdichtet, das vielfältige Szenen aus

der persönlichen Biographie – und diese ist immer auch Entwicklungsgeschichte –, schwer faßbare Atmosphären, Stimmungen, Selbstempfindungen, Tönungen des Selbstgefühls, Lebensgefühle zusammenfaßt in einem Sinn-bild, in dem sich das Selbst präsentiert. Präsentative Symbole (Langer 1942) eignen sich denn auch besonders dafür, wichtige Qualitäten des Selbst zu fassen. In unserer Symboltheorie (Petzold 1988t; Petzold, Orth 1993, 132 ff.) wird immer wieder der Verweisungscharakter von Symbolen hervorgehoben: Sie sind Mitteilungen an eine Symbolgemeinschaft, an Menschen, die über einen ähnlichen Zeichenvorrat verfügen und das Symbol „entschlüsseln“ können. Für uns ist in *präsentativen Symbolen* nicht weniger als in *diskursiven* (sie greifen auf die gemeinsame Sprache zurück) das Moment der Bezogenheit und Verbundenheit immer mitgegeben. In den *Selbstbildern* kommt dies oft genug klar zum Ausdruck. So wird das *Selbst* oft nicht als geschlossene Größe, sondern als in die Welt ausgreifendes dargestellt, vielfach verbunden mit Kontext und Kontinuum (Abb. 1 + 2). Von einem Kern ausgehend, der aber nicht in sich geschlossen, abgeschlossen ist, greift das im Bild dargestellte Selbst in die Welt aus, steht mit ihr im Kontakt, ist in sie eingewoben. Es ist mit seiner Farbigkeit Teil der Farbigkeit der Welt. Das Selbst ist nicht monolith, zeigt Helles und Dunkles, offene und geschlossene Aspekte. Die Eingewobenheit in die Textur der Welt kann – die Abbildung zeigt dies – eine solche Intensität annehmen, daß die Frage der Abgrenzung des Eigenen vom anderen aufkommen kann. Konfluenztendenzen werden erkennbar, Zerstreungen, Zerrissenheiten. Andere Darstellungen zeigen ein höheres Maß an Geschlossenheit. Wie von Zwiebschalen wird ein „innerer Kern“ umschlossen (Abb. 3), oder es bleiben die Ausgriffe in die Welt von einer schützenden Membran umhüllt (Abb. 4), in der die vielfältigen und vielfarbigten Seiten des Selbst aufgehoben sind, im Kontakt mit der Welt, doch nicht sich in ihr verlierend.

Die Selbstbilder – Ausdruck des schöpferischen Menschen – sind nicht invariant, in starrer

Weise überdauernd. Sie verändern sich über die Jahre, wie sich das Selbst verändert. Und dennoch bleiben wesentliche Charakteristika: all das, was in den Archiven des Leibes aufgehoben wurde, verarbeitet wurde, durch Prozesse der *Integration* und *Assimilation* zu „Eigenem“ wurde und durch Prozesse der *Invention* und *Kreation* in neuer Weise Gestalt fand. Prozesse der Sozialisation als „Aneignung von sozialen Welten“, durch die sich das *Selbst* in zunehmender Prägnanz ausbildet und eine stabile *Identität* gewinnt, sind durch eine doppelte Dialektik gekennzeichnet: die Dialektik von „Differenzierung und Integration“ (integriert kann nur Vielfältiges, Verschiedenartiges, Gegensätzliches werden) und die Dialektik von „Integration und Kreation“, durch die eine schlechte Selbigeit verhindert wird und das Aufgenommene umgesetzt wird in Eigenes, in Neues. Das *Selbst* muß damit prozeßhaft gesehen werden. In einem ständigen Fluß von Wahrnehmen, Differenzieren, Integrieren und Kreieren konstituiert das *Ich* als Dimension eines *reifen Selbst* (Petzold 1992a, 528 ff.) ständig neue Synthesen. Es stabilisiert die *Identität* (eine weitere Dimension des Selbst) und trägt zu ihrer je spezifischen Ausformung bei. Das *Ich* sammelt die Gegebenheiten persönlichen Schicksals und formt sie zu einer „Biographie“ als kreativen Gestaltung einer einmaligen, persönlichen Geschichte. Es verdichtet die Vielfalt der Lebensereignisse und Lebenserfahrungen in Symbolen, die dazu beitragen, daß ein Mensch ein „Gefühl für sich selbst“ gewinnen kann, daß er durch sein *Selbstgefühl* (ibid. 658 f, 823 ff.), sein *Identitätserleben* (ibid. 688 f) weiß, *wer er ist*, und dies nicht nur in einer oberflächlichen Art und Weise, etwa als Gesamt der persönlichen, biographischen Daten, sondern in einer existentiellen, essentiellen Form. Der Mensch bildet ein „persönliches Wesen“ aus. Die Prozesse von Integration und Kreation ermöglichen eine „*übersummativ* Qualität des Selbst“. In die Welt eingewoben, schattet es sich doch ab von ihm durch eine je spezifische *Lebensform*. Im Lebensstrom mitfließend, gliedert es sich doch aus ihm in einer je spezifischen *Lebensgestalt* und bleibt den-

noch jeweils dem Milieu der Lebenswelt verbunden. Der schöpferische Mensch isoliert sich nicht in seiner Besonderheit, und er verliert sich nicht in seiner Generalität. Er verdichtet sich nicht nur in einem *Kern* und verstreut sich nicht nur auf einer *Oberfläche*.

In den Selbstbildern finden wir immer wieder zwei weitere Dialektiken, die von „*Exzentrizität und Zentriertheit*“ und die des „*Für-sich und Mit-anderen*“. Diese beiden Dialektiken sind die bedeutendste kreative Leistung des schöpferischen Menschen. Abbildung 5 zeigt ein Selbst in intimer Partnerschaft, etwa einer Ehe oder Lebensgemeinschaft oder einer Freundschaft, von der *Aristoteles* sagt, Freunde seien „zwei Körper, aber ein Geist“. Die „Zwei-Einigkeit“, in der sich zwei Menschen verbinden können, führt zu einer neuen Identität. Jeder steht auf seinem Hintergrund, hat seine Wurzeln, seine eigene Charakteristik, und dennoch entsteht eine Verbundenheit mit der Qualität einer Einheit. Sie bringt Neues hervor, wie die Abbildung 5 sehr schön deutlich macht. Der kreative Vollzug der Dialektik „Für-sich“ und „Mit-anderen“ führt gleichfalls durch seine prozessuale Qualität immer wieder zu neuen Formen des Miteinanders, zu neuen Qualitäten in Partnerschaften: von größerer Nähe, größerer Entfernung. So werden unterschiedliche Tönungen und Farbigkeiten möglich. Das Selbstbild in Abb. 6 zeigt deutlich die Vielfalt: die Zentrierung im Herzen, das einem anderen Herzen verbunden ist; die Zentrierung im Auge, das Glück und Traurigkeit sieht und ausdrückt; die Ausrichtung auf die Welt mit aller Vielfalt, Schönem und Bedrohlichem. Klienten und Patienten, die derartige Bilder „aus sich heraus“ erschaffen, erfahren dabei die *Exzentrizität des Auges* und die *Zentriertheit im Herzen*, erleben dabei ihre Verbundenheit mit der Welt, mit der Sonne und mit dem Bäumen, mit den Dingen, mit den Pflanzen und Tieren und mit den Menschen. Sie begreifen, erfassen dabei ganz *existentiell* etwas von ihrem *Wesen* oder – vielleicht in Sternstunden – *ihr Wesen in Fülle*. Das Selbstbild in Abb. 7 verbindet in sehr schöner Weise die Aspekte, die bis jetzt ausgeleuchtet

wurden. Die Dialektik von Exzentrizität und Zentriertheit wird deutlich. Nicht nur der Kern ist wichtig, sondern auch das, was ihn umgibt, ja sogar die Randbereiche. Das Selbst ist gleichsam *im Zentrum und auf der Peripherie zugleich* (vgl. Petzold 1983e, 78 f). Es öffnet sich in alle Richtungen der Welt und ist dennoch umschlossen, ja umschließend, denn es bezieht Erde und Luft, Sonne und Mond, Wasser und Feuer ein. In dem sehr symbolträchtigen Bild, in dem sich *retrospektiv* eine Fülle biographischer Materialien niedergeschlagen hat, *aspektiv* komplexe Lebenskonstellationen der Gegenwart verdichten konnten und *prospektiv* Wünsche, Sehnsüchte, Hoffnungen Form gewinnen konnten, haben wir das Selbst-bild in seiner temporalen Qualität, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einschließend, die Strukturen der Geschichte, wie sie sich im phänomenalen „Hier und Jetzt“ zeigen und wie sie sich in Entwürfen artikulieren, einbeziehend. Der Lebensbaum wächst, das Lebenswasser strömt, und das Licht leuchtet und sucht, den Lebensweg zu erhellen.

In der Bearbeitung solcher Selbstbilder „aus der inneren Resonanz“ werden die Symbole „desymbolisiert“, sie werden ausgefaltet, und konkrete Lebensszenen, Beziehungskonstellationen, erfahrene Situationen und benennbare Zielformulierungen, Wünsche an das Leben lassen sich versprachlichen ... Es bleibt ein Rest – Transverbales, das spürbar ist, aber die Sprache übersteigt und im Bereich des Ikonischen, des Figurealen, des Symbolischen nistet. Wenn der Mensch in seine *Tiefe* hinabtaucht, in seinen „endothymenten Grund“, kommt er – die Symbolik macht dies deutlich – mit dem Faktum in Kontakt, daß seine Wurzeln in der Lebenswelt gründen, aus der er Kraft bezieht. Der *homo absconditus* (Brunner 1937) kommt hier mit den Tiefen von Raum und Zeit in Kontakt, eine „arché“, die seine Person unterfängt, mit ihr verbunden ist und die von ihm *persönlich* erlebt wird – anders ist es nicht möglich (weshalb wir von Konzepten wie „*transpersonaler* Psychologie“ Abstand nehmen). Durch das Erleben dieses *synontischen Grundes* erhält er die Möglich-

keit einer Verbundenheit mit den anderen Menschen und der Welt (Petzold 1992a, 491 ff.). In diesem Sinne kann man bei in den Selbstbildern verwendeten Symbolen eine gewisse *Archetypik* sehen, verstanden als eine grundsätzliche, existentielle Qualität und nicht im *Jung*schen Sinne einer universellen Gültigkeit aufgefaßt. Wäre das Bild in Abb. 7 von einem Kandidaten aus unserer Ausbildungsgruppe in Barcelona, so würde *der* Mond zu Frau Luna (*la luna, la lune*), *die* Sonne würde zum südländischen Feuerball (*el sol, le soleil*). Nichtsdestotrotz behalten die Himmelskörper eine grundsätzliche Qualität. Sie sind Lichtspender, und *das* Licht liegt jenseits des Männlichen und Weiblichen.

Das schöpferische Selbst, wie es sich in Selbstbildnissen zeigt, vermittelt einen Eindruck davon, wie ein Mensch sich mit seinem Leben, seiner Lebensgeschichte, seinem Lebenszusammenhang kreativ auseinandersetzt, indem er das, was er differenzierend wahrgenommen hat, was er integrierend aufgenommen hat, an die Welt zurückgibt: In der Gestaltung seiner eigenen Person, die in dieser Welt anwesend ist, wirkt und die den „Stoff der Welt“ formt. Der wahrhaft schöpferische Mensch schmiegt sich in die Welt ein, läßt sich von ihr zuweilen *autoplastisch* formen und gibt an sie zuweilen *alloplastische*, die Umwelt gestaltende Impulse. In beiden Möglichkeiten bleibt er sich treu. In der *Ideoplasie*, der Selbstkonstitution, ist er Berührender und Berührter, Schaffender und Geschaffener zugleich, sich überlassend, lassend (das ist keine Passivität) und zugleich mit anderem und anderen um Form ringend, wenn er die Welt (deren Teil er ist) zu „seiner“ macht, ohne daß ihm dies zur zerstörerischen Dominanz oder Kolonialisierung gerät. Das wird um so besser gelingen, je deutlicher dem Menschen die Dialektik seiner Existenz zwischen *Exzentrizität und Zentrierung* bewußt wird und je besser er diese handhaben kann, je klarer es ihm ist, daß er nicht nur in der Welt der Gedanken, der Bedeutungen, der Konstrukte lebt, der Welt, die er sich geschaffen hat (etwa in der Technik), sondern daß er diese Welt aus den Gegeben-

heiten, Materialien, Ressourcen der Lebenswelt erschaffen konnte, daß das, was über die Sprache verfügbar wurde, in einem „stummen Sinn“ gründet, in der Lebenswelt als Grundlage unserer Schöpfungen; weil das *schöpferische Selbst* – es sei noch einmal betont – an der Generativität der Lebenswelt partizipiert. Die *künstlerischen Therapieformen* vermögen hier im Bereich unserer Kultur einen wichtigen Beitrag zum Selbstverständnis des Menschen zu leisten, nicht nur, indem sie die Heilung seiner persönlichen Krankheiten fördern, sondern auch, indem sie über die „Heilung des Selbst“ hinausgehen. Sie tragen zur Gesundung des Milieus bei, in welchem das Selbst lebt, wenn sie dafür sensibilisieren, welche Grenzen die Prozesse der *Alloplasia*, der Weltgestaltung haben, sensibilisieren für den Raum der *Ideoplasie*, den Raum, den der Mensch in dieser Welt einnimmt und einnehmen kann, ohne sie zu gefährden, indem sie weiterhin dem Menschen die „stumme Welt“ unmittelbarer Erfahrung, den „sprachlosen Raum“ wieder besser zugänglich machen und ihm das Land der Kinder und die Schönheit der Dinge wieder oder in vertiefender Weise erschließen. Wir wollen uns deshalb in den folgenden Ausführungen mit Fragen der *Praxeologie*, der Umsetzung der anthropologischen und persönlichkeits-theoretischen Konzepte zum „schöpferischen Menschen“ befassen.

THERAPIE IM SPRACHLOSEN RAUM

Der Begriff scheint auf den ersten Blick ein Widerspruch zu sein, wird doch Psychotherapie immer mit Versprachlichung seelischer Inhalte verbunden. *Merleau-Ponty* (1960, 1964, 1969) und *Hellmut Plessner* (1967, 1968), wichtige „Referenzphilosophen“ der Integrativen Therapie, haben sich intensiv mit dem „stummen Sinn“ und mit „sprachlosen Räumen“ auseinandergesetzt, und schon *Freud* und *Jung* haben sich – jeder auf seine Weise – mit dem „Bilderreich der Seele“ und seinen prozeßhaften Repräsentationen befaßt. Für die Integrative Therapie ist – nicht zuletzt durch ihren Bezug auf die „Phänomenologie des sprachlichen und

nichtsprachlichen Ausdrucks“ (*Petzold* 1970c, 1988a), auf die empirische Babyforschung (idem 1990e, 1992c), durch die Arbeit mit „kreativen Medien“ (idem 1965, 1972e; *Sieper* 1971) und durch leibtherapeutische Praxis (*Heinl* 1985; *Petzold* 1975e) oder die Behandlung von „Frühgeschädigten“ – die therapeutische Arbeit im „sprachlosen Raum“ mit seinen Phänomenen (*Petzold* 1983g) immer ein genuines Anliegen, wenngleich es auch von anderen Autoren (*P. Heinl* 1991; *Cavallo, Robbins* 1980) zu diesem Konzept interessante und beachtenswerte Ansätze gibt. Betreten wir das Reich der Träume – die *via regia* zum Unbewußten –, begegnet uns eine andere Sprache, die der Bilder und Symbole (*Petzold, Orth* 1993, 132 ff.). Bilderzählungen finden sich auch im Bereich der Kunst, ja in den narrativen Zeichnungen der Kinder. Es gibt offenbar noch einen „anderen Sinn“ neben dem, der in verbalen Diskursen eingefangen ist. „Lieder ohne Worte“, „symphonische Dichtungen“, die stumme Sprache der Pantomime oder des Tanzes, die Interpretation von Außenwelten durch den Pinselstrich des Landschaftsmalers, des Impressionisten, und die Interpretation von Innenwelten durch Formen und Farben des Surrealisten ... all das verweist uns auf eine ganze Welt von Sinn, der nicht-sprachlich gefaßt ist und der nur zum Teil in die Rede überführt werden kann. Für Erfahrungen der Sprachlosigkeit, in der die Worte fehlen, nicht mehr ausreichen, bleibt allenfalls die Umschreibung.

In den Lebensgeschichten unserer Patienten, die im eigentlichen ja „Ereignisgeschichten“ sind, findet sich Sprachlosigkeit als *Präverbales* in der biographischen Frühzeit und Sprachlosigkeit als *Transverbales* – im guten wie im bösen –, wenn man „stumm vor Glück“, „sprachlos vor Staunen“ ist, aber auch, wenn namenloses Entsetzen uns erfüllt oder unvorstellbare Aggressionen, für die wir „keine Worte“ finden, die uns die „Sprache verschlagen“. Die Metaphorik der Sprache selbst belehrt uns darüber, daß es einen *sprachlosen Raum* gibt, aus dem mächtige Atmosphären, starke Bilder, gewaltige Klänge, die Wucht der Ereignisse die Worte

verdrängt haben, in dem die Rede an den Rand der existentiellen Erfahrung verwiesen wurde und nur noch „die reine Geste“, der emotional geladene Laut, das Seufzen, der Schrei, das Lachen das zum Ausdruck bringt, was anwesend ist, aber keiner Worte bedarf – Sinnevidenz als solche.

Natürlich kann versucht werden – und oft genug ist es unerlässlich –, dies alles durch die Sprache einzuholen. Doch werden genau bei diesem Versuch die Grenzen des begrifflich Faßbaren deutlich. Nicht alles kann „auf den Begriff gebracht“, „in Worte gekleidet“, in „wohlgesetzte Rede“ gefaßt werden. Es bleibt oft genug ein Mangel an Aussagbarkeit oder auch ein Überschuß des noch zu Sagenden. Insbesondere die Sprache der Dichtung spannt hier einen Raum aus, evoziert *Atmosphären*, die ihn füllen, gebiert *Sinn* als Verweisung „zwischen den Zeilen“.

Die hier knapp umrissenen Dimensionen einer Welt „stummen Sinnes“, der zur Sprache gebracht werden kann (*Husserl, Merleau-Ponty*), ohne daß diese ihn jedoch je ganz auszuschöpfen vermöchte, begegnen uns in beeindruckender Weise in der kunst- und kreativitätstherapeutischen Arbeit, in den Bildnerien der Geisteskranken, die *Réja, Prinzhorn, Navratil* und andere gesammelt haben, in den Zeichnungen gesunder wie kranker Kinder, in den Farbkompositionen und Collagen, die Patienten in einer Kunsttherapiegruppe „aus sich“ erschaffen, in den Melodien und Klängen, die durch musiktherapeutische Arbeit in Menschen aufklingen, im konkreten leiblichen Ausdruck des pantomimischen Gestus, in der Dramatherapie oder einer tanztherapeutischen Improvisation.

Der besondere Beitrag der künstlerischen Therapieformen zum Felde der Therapie somatischer, psychosomatischer und psychischer Erkrankungen liegt in der Erschließung dieser Möglichkeiten, die als fundamental menschliche anzusprechen sind und die durch den „Logozentrismus“ – um diesen Ausdruck von *Derida* aufzugreifen – der verbalen Therapieformen bislang zu wenig Beachtung gefunden haben. Wenn wir mit früh- und schwerstgestörten

Patienten arbeiten wollen, können wir auf die angesprochenen Bereiche nicht verzichten.

Der „sprachlose Raum“ ist nicht nur ein Bereich von Schädigungen, in ihm ruht auch das Potential des Schöpferischen (*Balint* 1990). Über die Dimension der Heilung hinaus eröffnet deshalb die intermediale kunsttherapeutische Arbeit eine Dimension der Entfaltung und des persönlichen Wachstums – für Patienten und für Therapeuten.

EINDRUCK UND AUSDRUCK

„Sprachlose Räume“ müssen – wollen wir sie der Bewußtheit zugänglich machen, der bewußten Erfahrung erschließen – betreten werden, „erfahren werden“, gleichsam erwandert werden, und dabei muß jeder *Eindruck*, muß alles, was sinnhaft aufgenommen wird, auch als Resonanz im Form von leiblichen *Regungen* gespürt werden können. Das von den Sinnen Aufgefundene *und* seine Resonanz müssen in die *Empfindung* treten. Das Gespürte, Empfundene wiederum kann uns affizieren, berühren, bewegen, so daß *Affekt*, innere Berührtheit und Bewegtheit, ja ein Aufgewühlt- und Erschüttert-Sein entsteht, als Resonanz auf die wahrgenommene Welt, und diese Resonanz will an die Welt zurückgegeben werden. Sie drängt als *emotio* nach außen, in die *Expression* als Herausbewegung, die sich über Mimik, Gestik, Haltung, Bewegung, Handlung, Gestaltung an die Welt vermittelt (*Petzold* 1992a, 856). Genau hier ist der Ort, wo in Beratungs- und Therapieprozessen kreative Medien, künstlerische Ausdrucksformen ins Spiel kommen müssen, und wenn wir nur in der Sprache verbleiben – und dies war bislang für die Mehrzahl der psychotherapeutischen und beraterischen Verfahren der Fall –, schreiben wir die Strategien der „Selbstzwangsapparatur“ fest und bekräftigen den „innengeleiteten Sozialcharakter“, deren entfremdende Momente wir im Einleitungsteil dargestellt haben. Es wird hier deutlich: Psychotherapie und Beratung sind nicht kontextentoben. In ihnen reproduzieren sich, wie *Berger* und *Luckmann* gezeigt haben, die Kon-

struktionsprinzipien gesellschaftlicher Wirklichkeit. Was das bedeutet, zeigt sich in beeindruckender Klarheit, wenn *Freud*, der angetreten war, den Trieb zu befreien, seine Psychoanalyse in dem Satz zusammenfaßt: „Wo *Es* war, muß *Ich* werden“. Hier wird wiederum der vitale *Ausdruck* des „sündigen Fleisches“ unter die Disziplin der Vernunft gestellt. Es ist eben äußerst schwierig, dem Gesetz der „repressiven Sublimierung“ (*Marcuse*) zu entkommen, und insofern ist das Aufkommen kreativitätstherapeutischer, leibtherapeutischer, expressiver und kunsttherapeutischer Methoden und Medien im Bereich von Psychotherapie und Beratung eine höchst beachtenswerte Entwicklung, deren Bedeutung man erst richtig einzuschätzen vermag, wenn man die aufgezeigten Hintergrunddimensionen mitberücksichtigt. Es ist hier nämlich die Chance gegeben, den Primat der Rationalität, Reflexivität und nachdenklichen Zurückhaltung zu überwinden, ohne in das gegenteilige Extrem eines Primates der Sinnlichkeit, Expressivität, Exzentrizität umzuschlagen, wie er von der klassischen Gestalttherapie vertreten wurde: „Loose your mind and come to your senses!“, formulierte *Perls*, „Keep your mind and come to your senses!“, wäre eine bessere Alternative. Kreativität ist ja genau von der schöpferischen Synthese zwischen Vernunft und Gefühl gekennzeichnet, von „reflexiver Sinnlichkeit“ (*Dreitzel* 1992) und „sinnlicher Reflexivität“ (*Petzold* 1970c). Für die Praxis von Beratung und Therapie bedeutet dies, daß neue Wege beschritten werden müssen, daß neue methodische Zugänge, Formen, Stile zu entwickeln sind, und dies „am Leitfaden des Leibes“, um einen Begriff *Nietzsches* zu verwenden.

Die „Anthropologie des schöpferischen Menschen“, die ihr Fundament in der leiblichen Verfaßtheit des Subjektes sieht, bietet hierfür eine gute Ausgangslage. Wenn wir das Konzept des „perzeptiven Leibes“ praxeologisch auswerten, so folgt daraus, daß es darum geht, Menschen zu helfen, „mit allen Sinnen wahrzunehmen“, ihre Wahrnehmungsfülle zu fördern, die Differenziertheit ihrer Perzeptivität – und dabei

darf kein Sinnesvermögen ausgelassen werden. Wenn wir das Konzept des *expressiven Leibes* ernst nehmen, so gilt es, alle Ausdrucksmöglichkeiten zu fördern und dort, wo durch repressive Sozialisationsbedingungen Ausdruck verhindert, eingeengt, beschnitten wurde, Räume, soziale Situationen, Atmosphären bereitzustellen, in denen sich ein Mensch so ausdrücken kann, wie ihm zumute ist, wie es seiner Persönlichkeit entspricht, unter Regeln der Angemessenheit, die verhandelbar sind, ohne daß es notwendig wird, in unverrückbarer Restriktivität Lebensimpulse zu unterdrücken. Für Therapeuten und Berater bedeutet dies, daß sie ihre eigene Perzeptivität und Expressivität zur Verfügung haben, daß sie „mit allen Sinnen“ bei der Welt sein können und als Resonanz auf die wahrgenommene Welt Gefühle und leiblich konkreten Ausdruck in ihren Interaktionen und Kommunikationen zeigen können – in angemessener Weise, versteht sich, und Angemessenheit heißt nicht verschlossene Abstinenz, die dem Gegenüber seine Reaktionen „undurchsichtig wie ein Spiegel“ zurückspiegelt –, so die Ratschläge, die *Freud* dem Arzt für die Behandlung auf den Weg gab.

„INTERMEDIALE QUERGÄNGE“

Jedes Wahrnehmungsvermögen des Leibes hat eine Entsprechung in den expressiven Fähigkeiten des Menschen: Der Gesichtssinn ermöglicht bildnerischen Ausdruck, Malerei; das Gehör musikalischen Ausdruck, Gesang und Instrumentalspiel; die vestibulären Sinne machen Bewegungsausdruck möglich, Tanz, Mime, Pantomime; die taktilen Sinne führen im Verein mit dem Sehen zu plastischem Gestalten. Im Zusammenspiel vielfältiger Sinnes- und Ausdrucksvermögen kommen wir zu komplexen Formen wie Theaterspiel, Puppenspiel, musikalischen Gruppen- und Tanzimprovisationen). Kleine Kinder und Menschen in originären Kulturen haben all diese Wahrnehmungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zu ihrer Verfügung, bis diese auf kollektiver Ebene im Prozeß der Zivilisation und auf individueller Ebene in den

Prozessen der Sozialisation verlorengehen. Das Ausdrucks- und Gestaltungsvermögen, von dem hier die Rede ist, ist also nicht gleichbedeutend mit „großer Kunst“. Es sind Kulminationspunkte eines genuinen, natürlichen Wahrnehmungs- und Ausdruckspotentials, über das jeder unentfremdete Mensch, der seinen Körper nicht instrumentalisieren mußte, verfügt, und zwar in der *Gesamtheit* von Perzeptivität und Expressivität, die Einzelvermögen nicht ausgliedert. Eine einseitige Ausprägung des optischen Sinnes und der bildnerischen Gestaltungsformen führt zu einer Verarmung, eine selektive Förderung des Gehörs und der vokalen Ausdrucksmöglichkeiten desgleichen. Die nonverbalen Möglichkeiten von Tanz und Pantomime führen uns in die Einseitigkeit, wenn die verbalen Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks und poetischen Sagens dabei ausgeblendet werden. Die Fragmentierung der perzeptiv-expressiven Vermögen des Menschen durch Spezialisierungen muß selbst als Ausdruck von Entfremdung gesehen werden. Dies wiederum gilt nicht mit Blick auf die Formen „großer Kunst“, sondern mit Blick auf das allgemeinemenschliche kreative Potential, das für die persönliche Gesundheit und das persönliche Lebensglück wesentlich ist, obgleich auch viele große Künstler in einem Gestaltungsbereich – z. B. der Dichtung – bemüht waren, sich andere Gestaltungsbereiche – etwa die Malerei oder die Musik – zu erschließen und sie zu pflegen (*Böttcher, Mittenzwei* 1982).

Als sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die verschiedenen künstlerischen Therapieformen zu entwickeln begannen – Musiktherapie, Maltherapie, Bewegungs- und Tanztherapie, Poesietherapie, Dramatherapie –, gab es einige wenige Psychiater, die die verschiedenen Möglichkeiten „synthetisch“ einsetzten, wie z. B. *Johann Christoph Reil* (1803). Aber die Gesamtentwicklung führte über lange Zeit zu separaten Behandlungsformen. Schaut man aber in die Geschichte der Heilkunde, so sieht man, daß in den schamanistischen Heilungsritualen, aber auch in den Tempelkrankenhäusern der Antike alle Sinnes- und Ausdrucksvermögen ange-

sprochen wurden. In jedem Tempel des Asklepios und seiner Schwester Hygieia finden wir ein Theater, ein Odeon für die Musiktherapie, ein Gymnastikon bzw. Stadion für die Bewegungsarbeit, Räucherschalen für die Aromatherapie (*Petzold, Sieper* 1990). *Hildegard von Bingen, Paracelsus, Johann Christoph Reil* wußten offenbar noch, was ganzheitliche Behandlung war. Mitte der sechziger Jahre wurde im Bereich der anthroposophischen Kunsttherapie und der Bemühungen um die Integration therapeutischer Wege im Bereich der Humanistischen Psychologie versucht, die unterschiedlichen Möglichkeiten sensorischer Stimulierung und leiblichen Ausdrucks *differenziell* und *integrierend* zu nutzen. So haben wir entdeckt (*Petzold* 1971k, 1977c), daß die einzelnen künstlerischen Ausdrucksformen und kreativen Medien – Musik, Farben, Tonerde, Bewegung, Poesie – auch über spezifische Ausdrucksqualitäten verfügten, die einzeln für sich oder in „*intermedialen Quergängen*“ genutzt werden können, je nach Indikation und Situation im therapeutischen Prozeß. Probleme, die ihren Ursprung in frühen, vorsprachlichen Defizit- oder Traumataerfahrungen haben, sogenannte „frühe Störungen“, werden durch rein sprachliche Zugangsformen nicht wirklich erreicht. Nonverbaler Ausdruck, Arbeit mit Ton oder mit Fingerfarben können hier verschlossene Erfahrungsbereiche öffnen und Möglichkeiten der Bearbeitung, ja des Durcharbeitens bieten. Andererseits wird man mit einem Patienten, der während der „sprachsensiblen Phase“ keine Ansprache erhalten hat, der „wundgeschwiegen“ wurde, mit Formen „nichtsprachlichen Ausdruck“, z. B. Malen, Tonarbeit oder Bewegungsimprovisation, nicht die angemessenen Mittel der Behandlung wählen. Er bedarf der Ansprache, des Gespräches, der Möglichkeit, sich sprachlich auszudrücken, Worte zu finden, *seine* Sprache zu gewinnen. Arbeit auf dem präverbalen Niveau wiederum bedeutet nicht, daß wir in der Sprachlosigkeit verbleiben. Können verdrängte frühe Ängste z. B. in Farbkompositionen mit Fingerfarben oder Wachsmalstiften Ausdruck finden, können „ungreifbare Atmosphären“ der

Angst oder des Entsetzens bildnerisch eine Form erhalten, so wird es im Verlaufe therapeutischer Prozesse auch notwendig werden, das Ungreifbare – ist es einmal greifbar geworden – auch „auf den Begriff“ zu bringen. Namenlose Schrecken erhalten dann einen Namen, und mit der Benennung erfolgt auch – ähnlich wie in magischen Beschwörungen – ein Rückgewinn von Macht, eine Überwindung von Ohnmacht und Ausgeliefertsein. Das *Ich* erhält die Kontrolle über die verdrängten Situationen und die in ihnen wirkenden Gefühle. Es wird nicht weiter von Emotionswallungen – Depressionsgefühlen, Panikattacken, Aggressionsdurchbrüchen – überschwemmt, die den Lebensvollzug stören, sondern es kann die emotionalen Intensitäten dosieren – eine Voraussetzung für soziales Zusammenleben. Hier das Moment der *Angemessenheit* zu finden wird eine wichtige Aufgabe der Therapie werden. Die Fähigkeit zur Selbstregulation ist ja nicht gleichbedeutend mit einer „Selbstzwangsapparatur“. Letztere beschneidet das Spektrum von Wahrnehmung und Ausdruck, *Selbstregulation* hingegen hat das gesamte Spektrum zur Verfügung und weiß es situationsadäquat zu nutzen.

Wenn wir künstlerische Ausdrucksformen und kreative Medien in „intermedialer Weise“ in der Therapie und Beratungssituation einsetzen (Orth, Petzold 1990), so geht es keinesfalls um einen Medienaktionismus, ein multimediales Allerlei nach der Maxime: „Vielfalt ist gut“. Wir brauchen vielmehr eine gründliche Kenntnis der Möglichkeiten der einzelnen Medien, ihrer stimulierenden Qualität, ihres Aufforderungscharakters, ihrer positiven Wirkungen, aber auch ihrer Gefahren. Tonarbeit z. B. kann in sehr plötzliche, tiefe Regressionen führen, die manchmal nur schwer aufzufangen sind. Wir müssen weiterhin gute entwicklungspsychologische Kenntnisse haben, um zu wissen, welche Gestaltungs- und Ausdrucksmöglichkeiten bestimmten entwicklungspsychologischen Perioden zuzuordnen sind. Rollenspiel aus der Zeit der „rollenspiel-sensiblen Phase“ (Flavell 1975) zwischen vier und sechs Jahren ist sicher nicht der optimale Weg, pathogene Erfahrungen aus

einer repressiven Sauberkeitserziehung zu bearbeiten. Hier sind Fingerfarben, das Matschen mit Ton die Mittel der Wahl. Derartige Indikationen, die mit Blick auf Grundprobleme gestellt werden, dürfen aber keinesfalls stereotyp im Sinne einer „Medienapotheke“ eingesetzt werden. Vielmehr ist auf der Grundlage klinischen Wissens der Gesamtzusammenhang zu berücksichtigen. Selbst wenn sich die Probleme eines zwanghaften Patienten vielleicht von einer zu strengen Sauberkeitserziehung herleiten lassen, heißt das nicht, daß diese biographische Geschichte auch unmittelbar über Medienarbeit angegangen werden kann. Übertragungssituationen, Widerstand und Abwehrgeschehen müssen berücksichtigt werden. Das, was etwa durch die Tonarbeit ausgelöst werden kann, muß vom Patienten ja auch verarbeitet werden. Durch das hohe stimulierende Potential kreativer Medien besteht immer auch die Gefahr, daß Widerstände „überspielt“ werden und eine Fülle biographischen Materials mit den dazugehörigen Emotionen freigesetzt wird, was nur schwer zu handhaben ist. Weiß man aber um die „evokative Kraft“ der einzelnen Medien und um die Möglichkeiten, in „intermedialen Querhängen“, d. h. durch den Wechsel von einem Medium ins andere, therapeutische Prozesse zu kanalisieren, so kann man zu Formen therapeutischer und beratender Arbeit finden, in den in wahrhaft kreativer Weise Vernunft, Gefühl und Handeln verbunden werden.

Binden wir die Arbeit mit künstlerischen Formen und kreativen Medien zurück an die „Anthropologie des schöpferischen Menschen“, an den Menschen, der über all diese Fähigkeiten verfügt – seien sie auch noch so verschüttet –, so müssen die Therapeuten, die Berater nicht mit dem Gefühl der Insuffizienz vor den Medien stehen und sich sagen: Aber ich bin kein Psychodramatiker und kein Poesietherapeut, ich verstehe nichts von Musiktherapie oder Tanztherapie. Intermediale Arbeit vertritt keineswegs den Anspruch eines „kreativen Allround-Therapeuten“. Genauso, wie die einzelnen Sinnesvermögen in besonderer Weise entwickelt werden können, ist es durchaus sinn-

voll, die Kunst der Musik und die Methode der Musiktherapie differenziert und vertieft zu pflegen und auszuarbeiten, und ähnlich steht es mit der Tanzkunst und der Tanztherapie oder der Theaterkunst und der Dramatherapie. Der intermediale Ansatz profitiert von solchen Spezialisierungen, die sich ja auch an FPI und EAG in den verschiedenen Ausbildungszweigen finden. Er kann von ihnen Anregungen erhalten, aber er strebt sie nicht an. Er zielt auf ein breiteres, allgemeines Niveau kreativer Ausdrucksformen ab, die jedem Menschen zugänglich sind, die geradezu zum natürlichen Potential eines gesunden Menschen gehören. Deshalb wird z. B. ein „Integrativer Musiktherapeut“ auch ein gutes Basiswissen über Bewegungsarbeit oder bildnerische Medien haben, wenngleich sein „Hauptfach“ die Behandlung mit Formen des musikalischen Ausdrucks und mit Instrumenten als Medien ist.

Es geht eigentlich um einen bescheidenen Anspruch, bei dem wir unsere eigenen kreativen Grundvermögen und Möglichkeiten nutzen und einsetzen können. Und wenn wir dann dennoch vor der Aufgabe erschrecken, mit „so vielen“ Medien arbeiten zu müssen, wenn Unsicherheiten und Ängste vor dieser Aufgabe aufsteigen, so ist dies auch eine Konfrontation mit unserer eigenen Entfremdung, mit dem Verlust von Möglichkeiten, über die wir alle als Kinder verfügten, ehe unsere vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten domestiziert und dem „Logozentrismus“ (*Derrida*) der abendländischen Kultur geopfert wurden. Gerade für verbal-orientierte Therapeuten und Berater ist der intermediale Ansatz oftmals eine Herausforderung. Er bedarf der Selbsterfahrung, der Experimentation, des Erlebens in der Kommunikation über das Medium, und genauso wie die verbalen Selbsterfahrungsprozesse zunächst einen „Schritt über Schwellen“ erfordern, verlangen die medialen Selbsterfahrungsprozesse wieder eine neues „Sich-Einlassen“. Wird dieser Schritt aber vollzogen, so kommt es zu einem Wiederentdecken alter Fähigkeiten und Möglichkeiten, kann eine Faszination erfahren werden, die Therapeuten kennen müssen, wollen sie bei ihren Patienten

und Klienten verschüttete Kreativität wachrufen und schöpferische Potentiale fördern und entwickeln. Sie werden selbst ein personales „kreatives Medium“ (*Wolff* 1987). Die Wiederaneignung von Wahrnehmungs- und Ausdrucksmöglichkeiten führt insgesamt zu einer Bereicherung des persönlichen Erlebens, der intersubjektiven Beziehungen, der gruppalen Formen des Ausdrucks.

Natürlich wird man in einem medialen Selbsterfahrungsprozeß auch auf Defizite stoßen, auf Erfahrungen der Versagung und Beschneidung, auf mangelnde Förderung oder auf Verbote. Zumeist ist dies für die Pathogenese äußerst relevantes Material, werden doch nonverbale Botschaften, unterdrückende Atmosphären, situative Zwänge auf diese Weise zugänglich, die – eben weil sie jenseits der Sprache angesiedelt waren – von den Prozessen rein verbaler therapeutischer Arbeit nicht erfaßt wurden. Es wird damit das *Verstehen* und *Erklären* sprachzentrierter Therapie keineswegs geringgeschätzt. Im Gegenteil, es bleibt unverzichtbar, nur wird eine solche Behandlung unterfangen von Prozessen des Wahrnehmens und *Erfassens*, die noch andere Dimensionen erschließen. Biographie und positive wie negative biographische Einwirkungen sind niemals nur auf Worte begrenzt. Biographie ist die Archivierung „ganzer Szenen mit ihren Atmosphären“ im Leibe, mit allem also, was an Sprache, Geräuschen, Gerüchen, an Mimik und Gestik, an Enge und Weite, an Helligkeit und Dunkelheit, Traurigkeit und Öde in dieser Szene vorhanden war.

Derartige Szenen sind oftmals dem Bewußtsein nicht zugänglich. Sie liegen unter dem Schatten der Verdrängung, und dennoch wirken sie, sind sie doch in den „Archiven des Leibes“ abgespeichert. Atmosphären der Angst prägen den Leib, und der verängstigte Körper trägt die Szenen nicht nur in sich, sondern mit sich. Sie werden in Mimik, Gestik, Körperhaltung, Stimmführung spürbar. Differenzierende Arbeit mit den verschiedenen kreativen Medien, mit Wachsmalstiften, Bewegungsimprovisation, Schreiben von Texten entfalten hier ein hohes projektives

Potential. Verdrängtes kann sich artikulieren, wird für den betrachtenden Therapeuten, für Mitglieder einer Gruppe plötzlich sichtbar – auch wenn der Protagonist selbst noch nicht klar erfaßt, was er im Medium ausgedrückt hat. Das projektiv-diagnostische Potential muß deshalb mit Sorgfalt eingesetzt und ausgewertet werden. Damit wird ein übergreifender theoretischer Interpretationsrahmen, ein klinisches Konzept, eine Theorie der Psychotherapie erforderlich.

KÜNSTLERISCHE METHODEN UND KREATIVE MEDIEN IN THERAPIE- UND BERATUNGSPROZESSEN

Da die Arbeit mit künstlerischen Methoden und kreativen Medien uns immer wieder an Sozialisationsgeschichte heranführt, an die Formung durch Familie und Umfeld, an positive und negative biographische Erfahrungen und ihren prägenden Einfluß, wird ein theoretischer Rahmen für die praktische Arbeit erforderlich, in den solche Materialien eingeordnet werden können. Einen solchen Rahmen bietet in der Psychotherapie das tiefenpsychologische Paradigma mit seinen verschiedenen Ausprägungen, wie z. B. die Psychoanalyse *Freuds*, die komplexe Psychologie *Jungs*, die Individualpsychologie *Adlers*, aber auch Humanistische Therapiemethoden wie die klientenzentrierte Gesprächstherapie, die Gestalttherapie und das Psychodrama. Wo immer das Konzept des *Unbewußten*, der Verdrängung, wo immer die Bestimmung von Lebensvollzügen durch Wiederholungszwänge, Lebensstile, Skripts und die zumindest teilweise „Bestimmung von Gegenwart durch Vergangenheit“ zum Behandlungskonzept gehören, und wo – von diesen Prämissen abgeleitet – Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand und Abwehrvorgänge die Handhabung von therapeutischen Beziehungen in Einzel- und Gruppenbehandlungen wichtig sind, kann die Arbeit mit kreativen Medien für Beratungs- und Therapieprozesse fruchtbar gemacht werden. Sie hat mit solchen Rahmenkonzepten einen soliden Hintergrund, der je nach Ausrich-

tung stärker konfliktpsychologisch, *Ich*-psychologisch, objektbeziehungstheoretisch orientiert sein kann oder Erkenntnisse der Selbstpsychologie einbezieht. Aber auch die mehr phänomenologisch ausgerichteten Gestalttherapeuten oder klientenzentrierten Berater, die von den wahrgenommenen Phänomenen im Hier und Jetzt zu „unerledigten Situationen“ (*Perls* 1969) aus der Vergangenheit kommen, die sich in der Gegenwart der therapeutischen Beziehung zeigen, stehen letztlich im Paradigma biographisch formierter Persönlichkeitsentwicklung. Wenn man von „Wachstum“ spricht, wie die verschiedenen Formen von Humanistischer Psychotherapie, so impliziert das Geschichte und Zukunftsentwurf, und das, was sich in den kreativen Medien ausdrückt, sei es im Schreiben eines Märchens, im Malen seines Lebensbildes, im Tanzen seines Zorns, im Formen seiner Ängste in Ton ..., immer werden wir auf Entwicklungsprozesse verwiesen, gelungene und mißlungene.

Wenn wir mediale Arbeit in Therapie- und Beratungssituationen einbringen wollen, so geht es um nichts anderes als für die biographische Erfahrung und das dialogische Geschehen in der therapeutischen Situation neue Formen des Ausdrucks und der Mitteilung zur Verfügung zu stellen. Der *therapeutische Prozeß* mit seiner Dynamik wird damit insgesamt kein anderer: Mit oder ohne Medien, hinter ihm stehen stets biographische oder aktuelle Situationen, aber diese Situationen finden reichere, fülligere Möglichkeiten, zum Ausdruck zu kommen. Die Geschichte des Patienten wird als „leibhaftige Geschichte in Situationen“ für den Therapeuten zugänglich. Er kann damit die Szenen der Biographie seines Patienten in einer neuen, umfassenderen Weise betreten, und er vermag im therapeutischen Geschehen in anderer Weise „*korrigierende emotionale Erfahrungen*“ (*F. Alexander*) zu vermitteln oder „*alternative Erfahrungen*“ (*Petzold* 1970c) durch Atmosphären und Szenen mit neuen Erlebnisqualitäten bereitzustellen – z. B. durch intermediale Arbeit in Gruppen (*Orth, Petzold* 1990). Versteht man Therapie und Beratung als Prozesse einer „neuen

Sozialisation“, so gewährleistet das Einbeziehen kreativer Medien, daß sich keine sinnlich verknappte Sozialisation fortsetzt.

Weil viele Patienten und Klienten, die gezwungen sind, Therapie- und Beratungssituationen aufzusuchen, von Entfremdungserfahrungen geprägt sind, ist es keineswegs immer einfach, sie für mediale Arbeit zu gewinnen, ihnen die Möglichkeiten des Ausdrucks in kreativen Medien zu erschließen. Ein sorgsames Hinführen wird erforderlich, zuweilen ein Erklären. Kleine, experimentierende Angebote, Formen dialogischen Zeichnens, können ein Einstieg sein.

Oft fordern wir einen Patienten in der Initialphase der Therapie oder Beratung auf, mit Farbstiften sein „soziales Netzwerk“ auf einen großen Papierbogen zu zeichnen, für die einzelnen Personen Symbole zu wählen oder die Namen farbig hinzuschreiben und auch die Beziehungsqualitäten zwischen den Menschen im Netzwerk durch Farben zu kennzeichnen. Es wird auf diese Weise anhand des konkreten sozialen Bezugssystems für den Patienten deutlich, wie er emotionale Beziehungen durch Farben ausdrücken kann, wie sich durch Formen Bewertungen, Gewichtigkeit oder Unbedeutendes kennzeichnen lassen. Eine solche „Propädeutik“ beseitigt Barrieren. Sich mit Farben auszudrücken macht die Möglichkeiten der Symbolisierung konkret erfahrbar, erschließt dem Patienten neue Ausdrucksmöglichkeiten. Ist der Beratungsprozeß weiter fortgeschritten, kann man durch das Zeichnen einer „Lebenslinie“ oder des „Lebenspanoramas“ (Petzold, Orth 1993) einen Zugang zur Biographie des Klienten gewinnen oder besser: Der Klient gewinnt einen Zugang zu seiner Biographie in einer sinnfälligen, direkten Form, die über den verbalen Bericht hinausgeht. Farben und Formen vermitteln Atmosphären, Stimmungen, den emotionalen Gehalt von Situationen. „Kritische Lebensereignisse“, „springen ins Auge“ und können, sind sie erst „aufs Papier gebracht“, in der Regel auch besprochen werden. Hat der Klient erst einmal die Möglichkeit kreativen Gestaltens entdeckt, erfährt er, daß

Bilder immer wieder auch „Botschaften des Unbewußten“ enthalten. Ist ihm erlebbar geworden, daß er sich in Texten, Collagen, in der Tonarbeit in einer neuen, intensiven Art und Weise ausdrücken und vermitteln kann, so stellt die Integration medialer Arbeit in therapeutische Prozesse keine große Schwierigkeit mehr dar. Es wird damit ein Zweifaches gewonnen: Einerseits wird in diagnostischer Hinsicht verdrängtes Material leichter und unmittelbarer zugänglich, zum anderen wird in therapeutischer Hinsicht ein aktives Gestalten von Problemen möglich. Sie finden eine bildnerische, mimische, gestische, sprachliche, musikalische Form, und derartige Formgebungsprozesse bereiten einen Transfer in den Alltag vor, in dem es zumeist ja auch darum geht, emotional schwierigen Situationen eine „neue Form“ zu geben.

Mediales Gestalten findet immer in sozialen Kontexten statt, im Rahmen einer Therapie oder Beratung im Kontext der Beziehung zwischen Therapeut und Klient. Für dialogische Gestaltungsprozesse, gemeinsame Bewegungsarbeit oder dialogisches Malen, Dialoge an Instrumenten ist dies sinnfällig. Aber auch, wenn der Patient „für sich“ am Tonfeld arbeitet, geschieht dies doch in der Präsenz des Therapeuten (unter seinem wohlwollenden Blick) oder im Kontext der Gruppe, in der kreativen Atmosphäre einer Gemeinschaft, und damit ist oft genug eine „alternative Erfahrung“ zu biographischen Situationen gegeben, in denen das Kind niemanden zum Spielen hatte, allein spielen mußte, mit seinem Spiel störte, strafende, bewertende Augen und Worte erfahren hat statt liebevoller Blicke und ermutigenden Zuspruchs. Das, was in der Arbeit „für sich“ geschaffen wird, steht immer im Kontext von Übertragung und Gegenübertragung. Die „Produkte“ solch schöpferischer Prozesse werden gemacht, *um sie zu zeigen*, so wie ein Kind etwas, was es gebastelt hat, der Mutter bringt. Zumindest werden sie so gefertigt, daß sie gesehen werden können. Kreative Gestaltungen erhalten damit einen Ort in zwischenmenschlichen Beziehungen. Sie sind Botschaft, Ausdruck emoti-

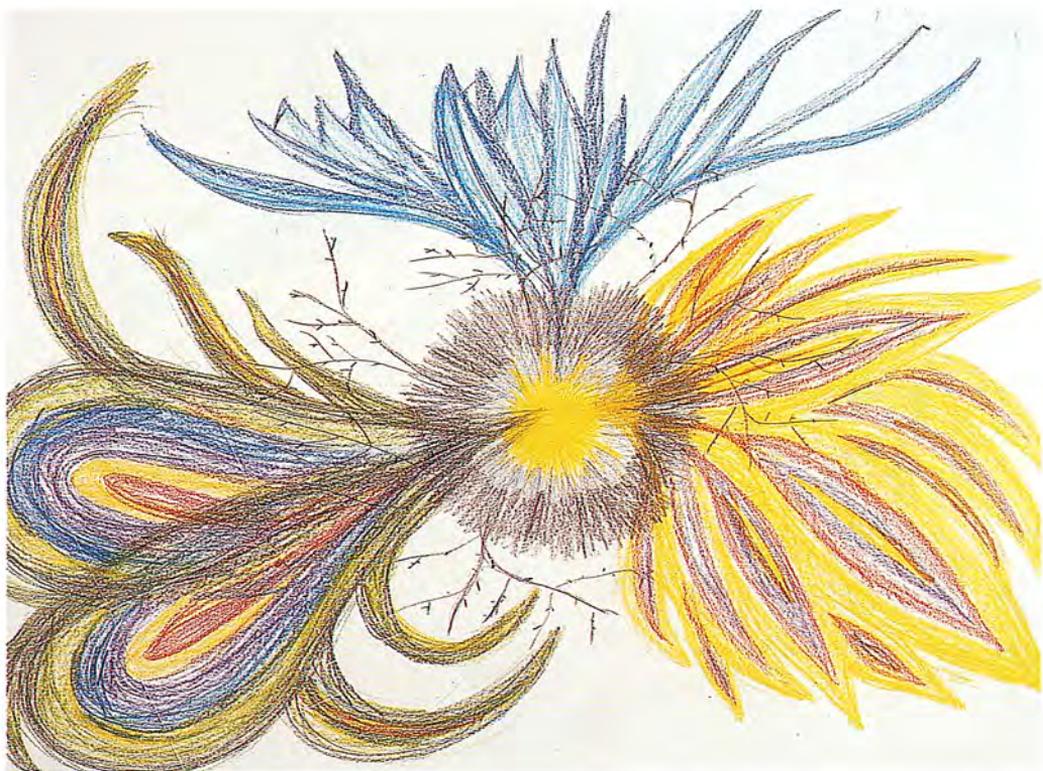


Abb.1

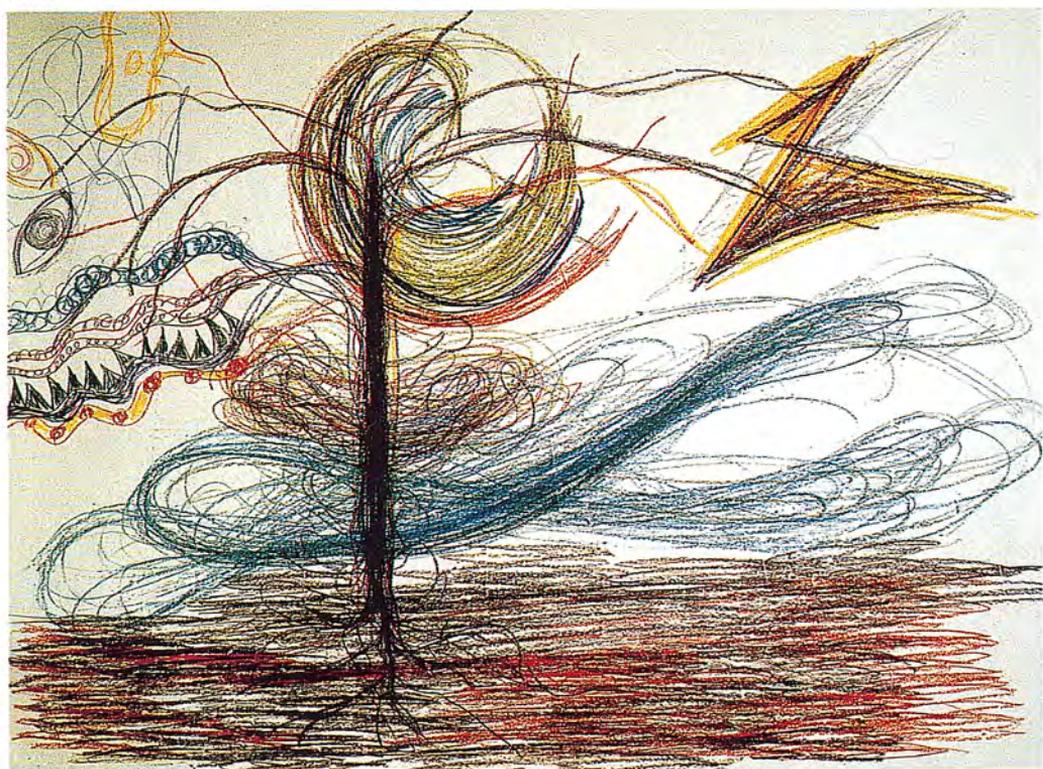


Abb. 2

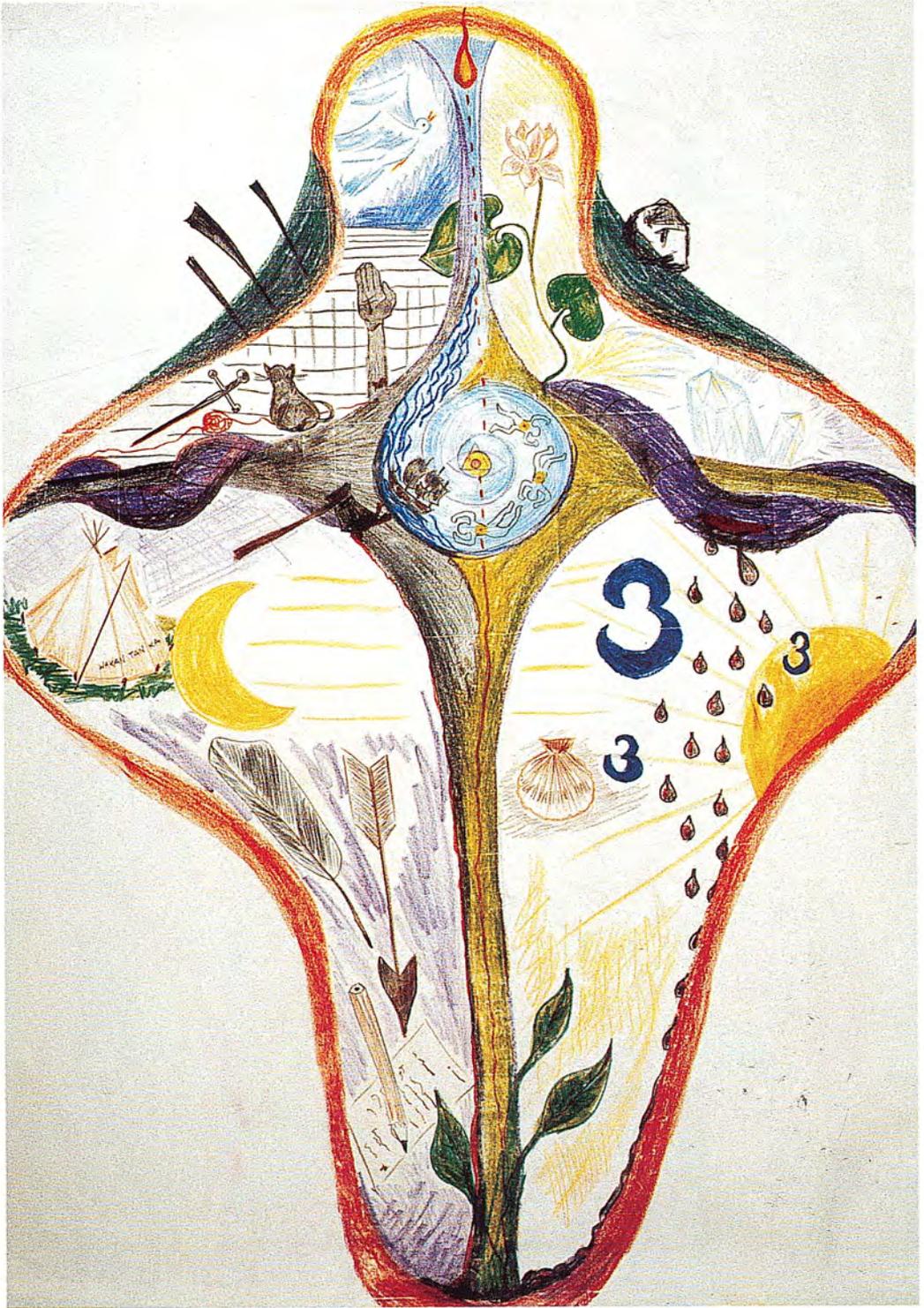


Abb. 7

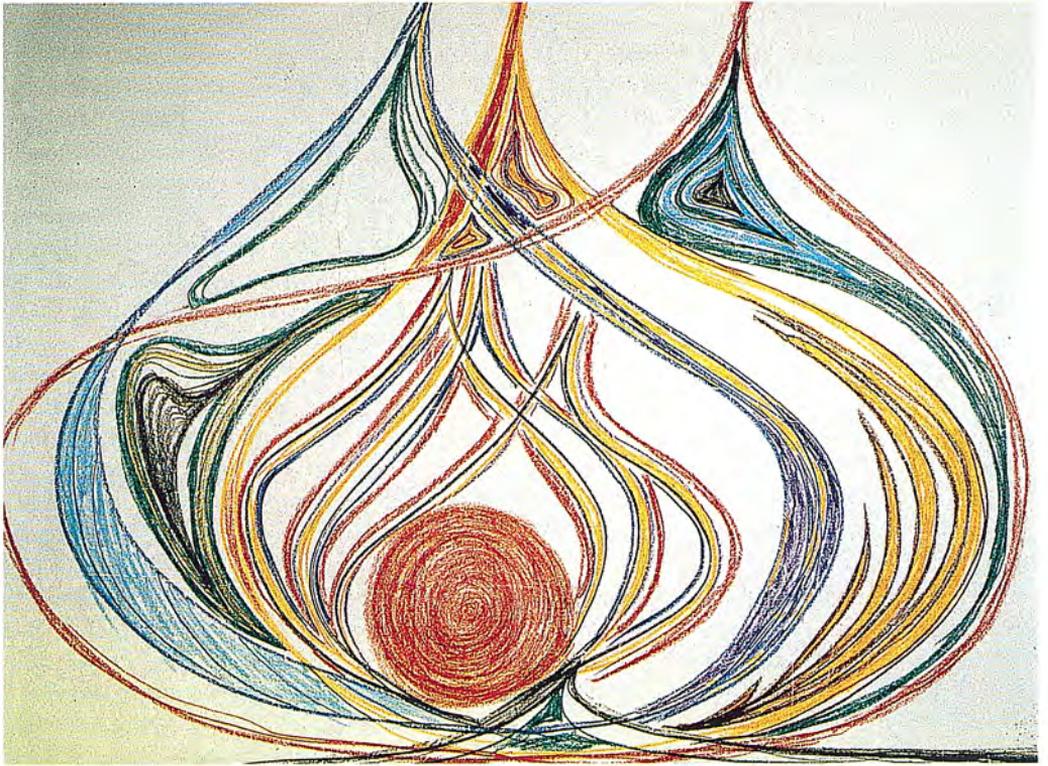


Abb. 3



Abb.4



Abb. 5

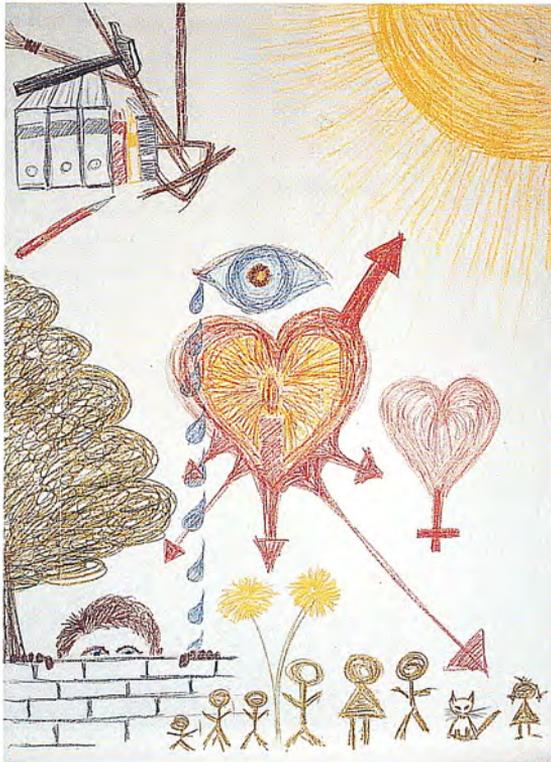


Abb.6

ongeladener Geschichte, die geteilt werden will, sei sie nun leidvoll oder freudig.

Die Arbeit mit kreativen Medien ist – und dies verdient hervorgehoben zu werden – nicht allein auf die Bearbeitung von Pathologie gerichtet. Sie will nicht nur zu pathogenen Szenen korrigierende oder alternative Erfahrungen bieten, sondern sie will auch Menschen helfen, zu den salutogenen Erfahrungen ihrer Geschichte, zu den heilenden und beglückenden Erlebnissen wieder Zugang zu finden. Positive Lebensereignisse sind ja oft genug überschattet oder überschattet von negativen. Haben wir einen 40jährigen suizidalen Patienten im Erstgespräch, so ist immer eines evident: Er hat so viel an Nahrung, Schutz, Stütze und Hilfe bekommen, daß er vierzig Jahre alt werden konnte. Neben allen Belastungen, Verletzungen und Schäden müssen auch positive Kräfte in seiner Lebensgeschichte vorhanden sein. Jeder, der einmal eine depressive Erkrankung in seinem Leben hatte – und die Mehrzahl der Menschen hat solche Erfahrungen –, weiß, daß eine verdüsterte Gegenwart auch positive Vergangenheit überschattet. Es werden damit Quellen unzugänglich, die für die Bewältigung des Lebens notwendig und hilfreich wären. Die Arbeit mit kreativen Medien kann solche Quellen in einer unmittelbaren Erlebnisdichte erschließen. Es kann damit über die Bearbeitung von Problemen hinaus ein neuer Zugang zum Leben gewonnen werden. Und hier liegt einer der wichtigsten Beiträge kreativ-therapeutischer Methoden: Patienten, die sich das Malen, das Schreiben von Gedichten, das Tanzen, die vokale Improvisation als Möglichkeiten des Selbstausdruckes erschlossen haben, haben die Chance,

diese neu- oder wiedergewonnenen Fähigkeiten auch in ihrem Alltag zu praktizieren, jenseits der Not biographischen Durcharbeitens. Sie werden auf diese Weise in ihrer Persönlichkeit reicher, reicher auch in ihren Möglichkeiten, sich auszudrücken und sich anderen Menschen zu vermitteln. Sie können das Klima, das sie in der therapeutischen Dyade oder in einer Gruppe, die mit kreativen Medien zu arbeiten gelernt hat, in der es möglich wurde, konstruktive schöpferische Atmosphären zu schaffen, mit in ihren Alltag nehmen. Hier wird die Arbeit mit kreativen Medien zu einem interpersonalem Ereignis. Kommt es zu gemeinschaftlichen kreativen Gestaltungen, so wird in besonderer Weise evident, was wir unter dem Begriff „Kokreativität“ verstehen: Schöpferische Prozesse werden zu einem liebevollen Engagement für eine gemeinsame Sache, für das „gute Leben“ eines Patienten, eines Gruppenmitgliedes, das gute Leben von Menschen. Ein Gedicht, das eine Patientin in einer Gruppe schrieb, die mit intermedialen Erfahrungen arbeitete, mag dies verdeutlichen:

Noch einmal
beginnen können
mit dem Schreiben
der eigenen Geschichte
und gleich anfangen
mit dem Märchen,
in dem alle Figuren sich begegnen
und gemeinsam
an dem großen Teppich weben,
dessen Muster
die Liebe ist.

LITERATUR

- Alexander, F., French, T.M., Psychoanalytic therapy. Principles and application, Ronald Press, New York 1946.
Balint, M., Der Bereich des Schöpferischen, in: Petzold, Orth (1990a) 223-226.
Berger, P.L., Luckmann, T., Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Fischer, Frankfurt 1970, 1980.
Böttger, K., Mittenzwei, J., Dichter als Maler, Exlibris, Zürich 1982.

- Brunner, E., *Der Mensch im Widerspruch*, Furcht, Hamburg 1937.
- Cavallo, M.A., Robbins, A., Understanding an object relations theory through a psychodynamically oriented expressive theory approach, *Arts in Psychotherapy* 7 (1980) 113-123.
- Derrida, J., *Grammatologie*, Suhrkamp, Frankfurt 1979.
- Dornes, M., *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Fischer, Frankfurt 1993.
- Dreitzel, H.P., *Reflexive Sinnlichkeit*, Edition Humanistische Psychologie, Köln 1992.
- Elias, N., *Über den Prozeß der Zivilisation*, Basel 1939; 2 Bde. Suhrkamp, Frankfurt 1969, 1976, 1986.
- Flavell, J.H., *Rollenübernahme und Kommunikation bei Kindern*, Beltz, Weinheim 1975.
- Gehlen, A., *Der Mensch. Seine Natur und Stellung in der Welt*, Athenäum, Frankfurt 1962⁷.
- Gibson, J., *The ecological approach to visual perception*, Houghton Mifflin, Boston 1979; dtsh. *Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*, Urban & Schwarzenberg, München 1982.
- Heinl, H., Körper und Symbolisierung, *Integrative Therapie* 3/4 (1985) 227-232.
- Heinl, P., Therapie im sprachlosen Raum: HWS-Trauma in der Kindheit, *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 6 (1991) 324-330.
- Koffka, K., *Principles of gestalt psychology*, Kegan, Paul French, London 1935.
- Koestler, A., *The act of creation*, Pan Books, London 1970; dtsh. *Der göttliche Funke*, Scherz, Bern 1966.
- Kries, E., *Psychoanalytic exploration in art*, Univ. Press, New York 1927.
- Kries, E., *Phänomene der Kunst in der Psychoanalyse*, Suhrkamp, Frankfurt 1977.
- Langer, S.K., *Philosophy in a new key*, Cambridge, Mass. 1942; dtsh. *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst*, Frankfurt 1965.
- Larssen, W.J., *Human embryology*, Ch. Livingstone 1992.
- Lewin, K., *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*, Huber, Bern 1963.
- Lorenz, K., *Wuketits, F.M.*, *Die Evolution des Denkens*, Piper, München 1983.
- Marcuse, H., *Der eindimensionale Mensch*, Luchterhand, Neuwied 1967.
- Maslow, A., *Creativity in self-actualizing people*, in: *Anderson, H.* (ed.), *Creativity and its cultivation*, Harper & Row, New York 1959.
- Maslow, A., *Psychologie des Seins*, Kindler, München 1968, 1973.
- Merleau-Ponty, M., *Phénoménologie de la perception*, Gallimard, Paris 1945; dtsh. von *Boehm, R.*, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, de Gruyter, Berlin 1966.
- Merleau-Ponty, M., *Préface à l'ouvrage de Hesnard: L'oeuvre de Freud et son importance dans le monde moderne*, Payot, Paris 1960.
- Merleau-Ponty, M., *L'oeil et l'esprit*, Gallimard, Paris 1964; dtsh. *Das Auge und der Geist*, Rowohlt, Reinbek 1967; Felix Meiner, Hamburg 1984.
- Merleau-Ponty, M., *La prose du monde*, Gallimard, Paris 1969; dtsh. v. *Guiliani, R.*, *Die Prosa der Welt*, Fink, München 1983.
- Moreno, J.L., *The future of man's world*, *Psychodrama Monographs* 21, Beacon House, Beacon 1947a.
- Moreno, J.L., *Theorie der Spontaneität-Kreativität*, in: *Petzold, Orth* (1990a) 189-202.
- Orth, I., *Petzold, H.G.*, *Metamorphosen – Prozesse der Wandlung in der intermedialen Arbeit der Integrativen Therapie*, in: *Petzold, Orth* (1990a) II, 721-774; auch in: *Integrative Therapie* 1/2 (1990) 53-93 und *Forum für Kunsttherapie* (1989) 9-31.
- Parsons, T., *The social system*, Free Press, Glencoe 1951.
- Perls, F.S., *Cowichan lecture on Gestalt Therapy and integration*, Lake Cowichan 1969a.
- Perls, F.S., *Gestalt Therapy Verbatim*, Real People Press, Lafayette 1969b; dtsh. *Gestalttherapie in Aktion*, Klett, Stuttgart 1974.

- Petzold, H.G., Géragogie – nouvelle approche de l'éducation pour la vieillesse et dans la vieillesse. *Publications de L'Institut St. Denis* 1 (1965) 1-16 ; dtsh. in: *Petzold* (1985a) 11-30.
- Petzold, H.G., *Thérapie du mouvement, training relaxatif, thymopratique et éducation corporelle comme integration*, Paris 1970c.
- Petzold, H.G., Der Beitrag kreativer Therapieverfahren zu einer erlebnisaktivierenden Erwachsenenbildung, Vortrag auf der Arbeitstagung „Kreativitätstraining, kreative Medien, Kunst- und Kreative Therapie“, VHS Dormagen und Buderich 1.6.1971; VHS Buderich 1971k.
- Petzold, H.G., Komplexes Kreativitätstraining mit Vorschulkindern, *Schule und Psychologie* 3 (1972e) 146-157.
- Petzold, H.G., Thymopraktik als körperbezogene Arbeit in der Integrativen Therapie, *Integrative Therapie* 2/3 (1975e) 115-145; erweitert in: *Petzold* 1977n; revid. in: 1988n, 341-406.
- Petzold, H.G., Die Rolle der Medien in der integrativen Pädagogik 1977c, in: *Petzold, Brown* (1977) 101-123.
- Petzold, H.G. (Hrsg.), *Die neuen Körpertherapien*, Junfermann, Paderborn 1977n; Taschenbuchausgabe dtv, München 1992.
- Petzold, H.G., Nootherapie und „säkulare Mystik“ in der Integrativen Therapie, 1983e in: *Petzold* (1983d) 53-100.
- Petzold, H.G., Der Schrei in der Psychotherapie, in: *Schreien. Trans. Magazin für therapeutische Kultur*, Kaiser, München 1983g; erw. in: (1985g) 547-572.
- Petzold, H.G., *Mit alten Menschen arbeiten*, Pfeiffer, München 1985a.
- Petzold, H.G. (Hrsg.), *Leiblichkeit, philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven*, Junfermann, Paderborn 1985g.
- Petzold, H.G., Zur Psychodynamik der Devolution, *Gestalt-Bulletin* 1 (1986h) 75-101.
- Petzold, H.G., Überlegungen und Konzepte zur Integrativen Therapie mit kreativen Medien und einer intermedialen Kunstpsychotherapie, *Integrative Therapie* 2/3 (1987c) 104-141.
- Petzold, H.G., Kunsttherapie und Arbeit mit kreativen Medien – Wege gegen die „multiple Entfremdung“ in einer verdinglichenden Welt, 1987d; in: *Richter, K.* (Hrsg.), *Psychotherapie und soziale Kulturarbeit – eine unheilige Allianz? Schriftenreihe des Instituts f. Bildung und Kultur*, Bd. 9, Remscheid, 38-95; repr. in: *Matthies, K.*, *Sinnliche Erfahrung, Kunst, Therapie*, Bremer Hochschulschriften, Univ. Druckerei, Bremen 1988.
- Petzold, H.G., Integrative Therapie als intersubjektive Hermeneutik bewußter und unbewußter Lebenswirklichkeit, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1988a (erw. in: 1991a).
- Petzold, H.G., „Multiple Stimulierung“ und „Erlebnisaktivierung“, 1988f, in: *Petzold, Stückler* (1988) 65-86.
- Petzold, H.G., *Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ausgewählte Werke Bd. I/1 und I/2*, Junfermann, Paderborn 1988n.
- Petzold, H.G., Die Behandlung und Aktivierung alter Menschen durch Integrative Tanz- und Bewegungstherapie, Vortrag auf der Fachtagung „Arbeiten und Leben mit verwirren alten Menschen und Hochbetagten“, 8.-9. Oktober 1990, Düsseldorf, *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 36 (1990a) 195-206; auch in: *Petzold* (1993a) 1231-1263.
- Petzold, H.G., „Form und Metamorphose“ als fundierende Konzepte für die Integrative Therapie mit kreativen Medien – Wege intermedialer Kunstpsychotherapie 1990b, in: *Petzold, Orth* (1990a) II, 639-720.
- Petzold, H.G., „Entwicklung in der Lebensspanne“ und Pathogenese, Vortragsfolge auf der Tagung „Bewegungstherapie und Psychosomatik“, 22. – 23.11.1990 an der Freien Universität Amsterdam, 1990e; erw. in: *Petzold* (1992a) 649-775.
- Petzold, H.G., *Integrative Therapie. Ausgewählte Werke, Bd. II/1: Klinische Philosophie*, Junfermann, Paderborn 1991a.
- Petzold, H.G., Die Ursachen hinter den Ursachen, 1991c, in: *Festschrift zum 50jährigen Geburtstag von Rolf Schwendter*, Wien.
- Petzold, H.G., *Integrative Therapie. Ausgewählte Werke, Bd. II/2: Klinische Theorie*, Junfermann, Paderborn 1992a.

- Petzold, H.G.*, Konzepte zu einer integrativen Emotionstheorie und zur emotionalen Differenzierungsarbeit als Thymopraktik, 1992b; in: *Petzold* (1992a) 789-870.
- Petzold, H.G.*, Bemerkungen zur Bedeutung frühkindlicher Gedächtnisentwicklung für die Theorie der Pathogenese und die Praxis regressionsorientierter Leib- und Psychotherapie, *Gestalt und Integration* 1 (1992c) 100-109.
- Petzold, H.G.*, Integrative Therapie. Gesammelte Werke, Bd. II/3: Klinische Praxeologie, Junfermann, Paderborn 1993a.
- Petzold, H.G.*, Identität und Entfremdung, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1993d.
- Petzold, H.G., Brown, G.* (Hrsg.), Gestaltpädagogik, Pfeiffer, München 1977.
- Petzold, H.G., Orth, I.*, Die neuen Kreativitätstherapien, 2 Bde., Junfermann, Paderborn 1990a.
- Petzold, H.G., Orth, I.*, Die neuen Kreativitätstherapien – Formen klinischer Kunsttherapie und Psychotherapie mit kreativen Medien, 1990b, in: *Petzold, Orth* (1990a) 15-30.
- Petzold, H.G., Orth, I.*, Therapietagebücher, Lebensspanorama, Gesundheits-/Krankheitspanorama als Instrumente der Symbolisierung, karrierebezogenen Patientenarbeit und Lehranalyse in der Integrativen Therapie, *Integrative Therapie* 1/2 (1993a) 95-153.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (*Orth, Petzold*), Beziehungsmodalitäten – ein integrativer Ansatz für Therapie, Beratung, Pädagogik, 1993b, in: *Petzold, Sieper* (1993a).
- Petzold, H.G., Sieper, J.*, Integration und Kreation, Junfermann, Paderborn 1993a.
- Petzold, H.G., Stückler, M.* (Hrsg.), Aktivierung und Lebenshilfen für alte Menschen. Aufgaben und Möglichkeiten des Helfers, Integrative Therapie, Beiheft 13, Junfermann, Paderborn 1988.
- Plessner, H.*, Zur Hermeneutik nichtsprachlichen Ausdrucks, in: *Gadamer, H.G.*, Das Problem der Sprache (8. Dt. Kongreß für Philosophie 1966), München 1967, 555-566.
- Plessner, H.*, Sprachlose Räume, *Neue Rundschau* 29 (1968) 64-75.
- Prinzhorn, H.*, Bildnerie der Geisteskranken, Springer, Berlin 1922.
- Reil, J.Ch.*, Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttung, Halle 1803.
- Reja, M.*, L'art chez les fous, Paris 1907.
- Riedl, R.*, Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft, Parey, Hamburg 1981.
- Riesmann, D.*, Die einsame Masse, Rowohlt, Reinbek 1960.
- Rogers, C.*, Die Entwicklung der Persönlichkeit, Klett, Stuttgart 1973.
- Sieper, J.*, Kreativitätstraining in der Erwachsenenbildung, *Volkshochschule im Westen* 4 (1971) 220-221.
- Stern, D.N.*, The interpersonal world of the infant, Basic Books, New York 1985; dtsh. Die Lebenserfahrung des Säuglings, Klett-Cotta, Stuttgart 1992.
- Winnicott, D.W.*, Vom Spiel zur Kreativität, Klett-Cotta, Stuttgart 1983.
- Wolff, W.*, Die Medien, das sind wir selbst, Rowohlt, Reibek 1989.

Zusammenfassung: Zur "Anthropologie des schöpferischen Menschen"

Die Integrative Therapie sieht ihre zentrale anthropologische Theorie im Konzept des „Informierten Leibes“, gendersensibel verstanden – als Mann und Frau – ein „Körper-Seele-Geist-Welt-Wesens“, embodied and embeded“ (Petzold 2003e/2011, <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/02-2011-petzold-h-g-2006k-update2011-integrative-therapie-anthropologie-menschenbild-u.html> und Petzold, Sieper 2012a <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/02-2011-petzold-h-g-2006k-update2011-integrative-therapie-anthropologie-menschenbild-u.html>). Daraus abgeleitet ist ihre „Anthropologie des schöpferischen Menschen“, die besonders in ihren kreativitätstherapeutischen Methoden der IT bedeutsam wird. Allen Sinnen des „*perzeptiven Leibes*“ (vision, audition, vestibuläre Orientierung etc.) entsprechen künstlerische Ausdruckformen (Malerei, Musik, Tanz etc.) und therapeutische Methodiken (Kunst-, Musik-, Tanztherapie etc.), deren Praxis das multisensorische und mutixpressive Menschenwesen, den „*expressiven Leib*“ mit multipler Stimulierung aktiviert. Im „*ko-kreativen Konflux*“ werden ästhetischen Erfahrungen vermittelt und interiorisiert (Vygotskij), so dass sie über den „*memorativen Leib*“ dem Mensch als heilsame, salutogene Biographiematerialien zur Verfügung stehen.

Schlüsselwörter: Integrative Kunsttherapie, Anthropologie des schöpferischen Menschen, Kreative Prozesse, Intermedialität, Integrative Therapie

Summary: "On the anthropology of the creative man/woman"

Integrative Therapy is based on its anthropological core theory the concept of the “informed body” which is understood gender sensitive as man and woman – “a body-soul-mind-world-being”, embodied and embedded. (Petzold 2003e/2011, <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/02-2011-petzold-h-g-2006k-update2011-integrative-therapie-anthropologie-menschenbild-u.html> and Petzold, Sieper 2012a <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/02-2011-petzold-h-g-2006k-update2011-integrative-therapie-anthropologie-menschenbild-u.html>). Derived from this an “anthropology of the creative man/woman”, which is particularly important for the methods of IT using creative forms of therapy. All senses of the of the human being’s “*perceptive body*” (visual, auditive, vestibular etc.) are matched with artistic forms of expression (painting, music, dance etc.) and they again are matched with therapeutic methods (art, music, dance therapy) to activate the “*expressive body*” by multiple stimulation. “*Co-creative conflux*” is conveying esthetic experiences that are interiorized (Vygotskij) thus supplying the “*memorative body*” with healing, salutogenetic biographical provision for the human subject.

Keywords: Integrative art therapy, Anthropology of the creative man, creative processes, intermediality, Integrative Therapy